Pantheon

der

Weltgeschichte

für

die Jugend.

Cyclus historischer Erzählungen

aus

der alten, mittlern und neuern Geschichte.

In freier Reihenfolge verfaßt und bearbeitet

von

Philipp Körber.

Zweiter Jahrgang.

1849.

Nürnberg,

Verlag von J. L. Lotzbeck.

315 D.

Seite 106.

Zur Erzählung: Diomedes und Clodius.

Diomedes u. Clodius.

Historische Erzählung

aus

den letzten Tagen

von

Pompeji.

Für die Jugend

verfaßt

von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlstich.

Nürnberg,

Verlag von J. L. Lotzbeck.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meerfahrt auf dem campanischen Golf. Die Küste von Campanien. Ansicht vor Pompeji. Das Innere der Stadt. Das Haus des Aedilen. Diomedes überrascht seine Gastfreunde.

Das glückliche Land, welches wir mit dem Namen Campanien begreifen, vielleicht der schönste Erdstrich, den je civilisirte Menschen bewohnt haben, war schon vor Jahrtausenden gepriesen als die heiterste gesundeste Provinz des römischen Reiches. Nach Campanien zogen die stolzen Bürger der Weltstadt, wenn sie dem Gewühl derselben entrinnen und in behaglicher Ruhe die Reichthümer verschlemmen wollten, welche ihnen aus dem ungeheuern Gebiete ihrer eroberten Provinzen zuströmten. In den campanischen Städten besaßen die reichen Römer Häuser, am campanischen Meerbusen lagen jene prachtvollen Villen, in welchen sich der ungeheuerste Luxus mit der geschmackvollsten Kunst verbündete, um die Freuden des Wohllebens durch classische Würze zu verfeinern.

Der Garten Europas, Italien, besonders das südliche Ende desselben, war also der Sitz römischer Reichthümer, griechischer Kunst. Dieser schöne Himmelsstrich ist auch die Gegend, in welcher sich unsere Geschichte zugetragen hat.

Im Anfange des August des 79ten Jahres nach Christo steuerte eine kleine Barke südlich hinab am schönen Gestade Campaniens. Nur drei Sclaven lagerten träge im hohlen Schiffe, denn der Wind that ruhig seine Schuldigkeit und das dreieckige Segel führte das Schiffchen rasch vorüber am Vorgebirge, daß es allmählich in den reizenden Meerbusen von Napolis einbog. Der Schiffsmeister saß schläfrig am Steuer und warf nur zuweilen einen Blick über die blauen Wellen zu dem lachenden Gestade hinüber. Als das Cap umsegelt war, band er das Steuer fest und überließ es sorglos den Knechten und den ruhigen Lüften, das Schiffchen seinem Ziele näher zu führen. Er selbst streckte sich nieder, um seine Siesta zu halten.

An der Spitze des Schiffes, wo dieses mit dumpfem Rauschen in die blauen ruhigen Wogen einschneidet, stand ein Knabe von kaum fünfzehn Jahren. Ihm als gebornen Römer, der die Marken seiner großen und merkwürdigen Vaterstadt noch nicht verlassen hatte, war diese herrliche Gegend zu reizend, als daß er sie nicht, wie sie nach und nach aus dem Hintergrunde hervortrat, mit den Augen hätte verschlingen sollen. Der herrliche Meerbusen, die lachenden, in allem Reize einer üppigen Natur, der vollendetsten Kunstbauten, des sorgfältigsten Anbaues prangenden Ufer, ihre herrliche Form, die kühnen Gebirge, welche den Hintergrund ernst begrenzten, die Inseln, welche sich aus dem Busen des Meeres erhoben, und der klare tiefblaue Himmel,

die leuchtende Sonne, welche diese Umgebungen so kräftig und mild bestrahlte — solche Schönheit verfehlte ihren Eindruck auf das dafür empfängliche Herz des Knaben nicht und er brach oft unwillkürlich, wenn ihn neue reizende Bilder lächelnd begrüßten, in einen frohen Ruf des Staunens aus. Dann öffnete einer oder der andere von den Sclaven die Augen matt und sah hin auf den Rufenden; aber für solche Eindrücke nicht empfänglich, legte er sich mit trägem Murren wieder zur Ruhe nieder.

Die Stunden verrannen; die Sonne sank hinab zum tyrhennischen Meere, das von sanften Westen erregt, ruhig seine schweren blauen Wogen in den campanischen Golf hereinwälzte. Endlich erhob sich der alte Schiffer, schüttelte sein Gewand zurecht und sah nach dem Himmel, um die Tageszeit zu beurtheilen; dann maß er mit den Augen den Weg, welchen das Schiff noch bis zum befreundeten Ufer zurückzulegen hatte. Befriedigt band er das Steuer los, sagte murrend den Sclaven einige Befehle, durch welche er diese eine Aenderung in der Stellung des Segels vornehmen hieß. Diese Arbeit war bald geschehen und nun beflügelte das kleine Schiffchen seinen Lauf, um in geradem Strich nach der Küste hinzusegeln.

Dort grüßte aus luftiger Höhe ein Berg herüber, an dessen Fuß, noch von den Wellen des Meeres bespült, zwei kleine, aber prächtige Städte sich aufthürmten. In weißer Marmorpracht leuchte-

ten, vom Abendstrahl der Sonne glänzend beleuchtet, die Säulenreihen hehrer Tempel und die hohen Hallen des Forums der südlicher gelegenen Stadt, während ferner nördlich eine zweite ähnliche Stadt sich zeigte. Der Raum zwischen beiden war ein fortgesetzter Lustgarten. Villen, Weinberge, Oelgärten, Felder, der reichste Anbau des fruchtbaren Bodens zog sich längs dem Meere dahin und erst die schwarze kahle Stirn des Berges endete die liebliche Vegetation, in welcher dieses paradiesische Land prangte. Am Ufer hin lagen eine Menge Schiffe vor Anker; kleinere Nachen zogen wie Schwäne über die Wellen hin; in nah und ferne glänzten die weißen Segel auf der ruhigen Meerfluth.

Der Knabe sah lange hin auf die reizenden Gestade. Endlich wendete er sich um und sagte zum Schiffer:

„Welche von diesen Städten ist Pompeji?"

Der alte Mann beeilte sich, näher zu treten, und entgegnete freundlich: „Hier gerade im Strich des Schiffes, das ist das Ziel unserer Reise; dort mehr gegen Mitternacht liegt Herkulanum und hier Stabiä."

„Wir nähern uns rasch dem Ziele;" sagte der Knabe ungeduldig.

„Der Tag wird noch eine Stunde leuchten, wenn wir landen, und du wirst noch Zeit genug haben, deine Freunde bei Sonnenlicht zu begrüßen."

Der Knabe wendete sich still ab, um nach dem immer näher tretenden schönen Gestade zu schauen.

Gewöhnt, mit Dank der Wohlthaten der schützenden Götter zu gedenken, flüsterte sein Mund, indem er sich mit über der Brust gekreuzten Armen zum Meere hinabneigte:

„Ich preise dich, o gewaltiger Gott des Meeres, für deine Obhut und ihr, ihr heitern Götter der Lüfte, Aeolus und du leuchtender Sonnengott, Dank euch. Nie möge mich euer Schutz verlassen!"

Während er diese Worte sprach, neigte er sein Haupt und in dieser demüthigen Stellung trat seine jugendliche Schönheit so herrlich hervor, daß die Schiffleute ihn mit einer stummen Bewunderung betrachteten. Sein schöngeformtes Haupt war von einer Last rabenschwarzer Lockenhaare umwallt. Sein von der südlichen Sonne gebräuntes Antlitz leuchtete im Glanze der frischesten Jugendkraft und sein schwarzes Auge strahlte Verstand und Heiterkeit. Ein leichtes Gewand von blaßblauer Farbe, das von einem mit Silber belegten Gürtel zusammengehalten wurde, schloß sich eng um seine schlanke tadellos schöne Gestalt und fiel hinab bis auf die Füße, deren Sandalen mit rothen Lederriemen an den fein geformten Füßen befestigt waren.

„Du sehnst dich wohl, das Land zu betreten, Diomedes?" sprach der alte Schiffer, der den Knaben während der zweitägigen Fahrt sehr liebgewonnen hatte.

„Ja, Fulvius, ich sehne mich darnach; — sprach der Knabe; doch glaube nicht, daß ich nach meiner Ankunft am Lande deiner treuen Führung vergessen werde."

Der Schiffer bückte sich demüthig und ergriff das Gewand des Knaben, um es zu küssen, was dieser, an solche Huldigungen gewöhnt, geschehen ließ, ohne den ihm an Jahren überlegenen Mann daran zu verhindern. Dann sprach er:

„Die Barke bleibt am Ufer, um dich zurückzuführen nach Rom, wenn du es befiehlst.“

„So ist es und inzwischen wirst du dich täglich bei meinen Freunden nach mir umsehen, damit ich dir sagen kann, ob ich bald oder später wieder nach Rom zurückkehren werde, was natürlich von den Umständen und nicht von mir abhängen wird.“

„Ich werde gehorchen“ sprach der alte Schiffer, indem er die Hände über der Brust kreuzte.

Das Schiff näherte sich jetzt der Küste und schon umgab es von allen Seiten die Menge der Boote, welche auf dem schönen Meerbusen umherfuhren. Einige von diesen leichten Fahrzeugen trugen Gesellschaften, die zu ihrem Vergnügen eine Spatzierfahrt auf dem campanischen Meerbusen unternahmen. Heitere Klänge der Flöte und der dumpfere Ton der zur Begleitung geschlagenen Leiern zitterten über die Wellen; von andern Barken erschallten die Stimmen der Sänger und wieder andere Gesellschaften ließen die glatten Fluthen des Meeres von frohem Geschrei und Gelächter widerhallen. Am Ufer wogte die Menschenmenge bunt und regungsvoll umher; Arbeiter drängten sich durch die Spatziergänger und die weißen Marmor=

hallen der Gebäude spiegelten sich in der vom Abendsonnenstrahl mild beleuchteten Fluth.

Das Boot rannte nun durch die mächtigen vor Anker liegenden Schiffe zum Strande hin, wo es bald darauf knirschend auf dem Grunde festsaß. Die Schiffsknechte warfen ein Brett hinaus, und nachdem der Knabe leicht mit dem Haupte gegrüßt hatte, eilte er mit flüchtigem Fuß über die schwankende Brücke zu dem ersehnten Strande.

Hier fiel seine edle schöne Gestalt sogleich mehreren Personen auf. Er schritt, diese Neugierde unbeachtet lassend, über das sandige Ufer zur Stadt hinauf und wendete sich hier an einen müssig stehenden Sclaven mit den Worten:

„Kennst du das Haus des Aedilen (Bürgermeisters) Pansa und wirst du mich gegen eine Belohnung dahin führen?"

Der Sclave maß den Knaben mit den Augen und erkannte sogleich, daß dieser dem vornehmsten Stande angehöre. Er gürtete deshalb rasch sein Gewand und sprach:

„Gesegnet sei deine Ankunft. Ich eile, deinem Befehle zu gehorchen." Er schritt voran und der Knabe folgte ihm raschen Fußes nach. Der kurze Weg durch den mit Palmen und Feigenbäumen bewachsenen Platz bis zum Thore war schnell zurückgelegt. Durch dieses eintretend, an dem Soldaten vorüber, der da mit militärischer Haltung Wache stand, erblickte der Knabe eine in schnurgerader Richtung dahinführende Strasse, zu deren beiden

Seiten Häuser von verschiedener Größe, aber ziemlich gleichförmiger Bauart sich zeigten. Die meisten derselben waren nur ein Stockwerk hoch, vielleicht weniger aus Armuth der Besitzer, als aus Furcht vor der Gefahr, der hohe Häuser bei Erdbeben besonders ausgesetzt sind. Dem Sohne Roms, der von den ungeheuern, mit kolossalen Gebäuden der höchsten Pracht angefüllten Strassen der Weltstadt in diese kleine Provinzialstadt herkam, fiel die Niedrigkeit der Gebäude auf und der erste Anblick von Pompeji war also keineswegs geeignet, ihm einen bedeutenden Begriff von dem Wohlstande und dem Geschmack seiner Bewohner beizubringen.

Erst als er weiter schreitend mit seinem Begleiter das Forum, einen ziemlich geräumigen, fast fünfhundert Fuß langen und zweihundert Fuß breiten Platz, erreichte, um welchen sich bedeckte Säulengänge von dorischer Ordnung hinzogen, war die Neugierde des Knaben besser befriedigt. Durch eines der drei in das Forum führenden Portale einige Stufen aufwärts steigend, erreichte er mit seinem Führer den von Menschen wimmelnden Platz. Hier blieb der Knabe, überrascht von der Schönheit desselben, die er sich nach dem, was er bisher gesehen, nicht so gedacht hatte, stehen und betrachtete die Umgebungen näher.

Das Forum von Pompeji bildete, wie in jeder alten Stadt, den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens und darum war es auch von einer Menge öffentlicher Gebäude und Tempel umgeben. Acht=

zehn Stufen führten aus dem Forum zu dem Tempel des Jupiter hinauf, der sieben und achtzig Fuß lang und sechs und vierzig Fuß breit war. Die Vorderseite dieses schönen Tempels war mit sechs korinthischen Säulen und die Nebenseiten jede mit vier ähnlichen geschmückt. Auf Fußgestellen zu beiden Seiten der schönen Treppe, die zum Tempel führte, hatten große Statuen gestanden; aber ein Erdbeben, das mehrere Jahre früher (im Jahre 63.) halb Pompeji verwüstete, hatte diese Bildsäulen gestürzt und zertrümmert. Ebenso hatte ein großer Theil der um das Forum gebauten Arkaden der furchtbaren Gewalt der unterirdischen Mächte keinen Widerstand leisten können, und der Knabe erblickte Arbeitsleute, welche mit dem Zuhauen der Steine zu neuen Säulen und deren Wiederaufbau beschäftigt waren.

An der entgegengesetzten Seite des Forums erblickte er drei mit hohen Portalen verzierte Hallen. Die dritte Seite war von dem Gerichtshause und andern öffentlichen Gebäuden ausgefüllt, z. B. mit einem Tempel der Venus, des Augustus, des Quirinus, der Concordia u. s. w. Als der Knabe mit größerer Befriedigung den schönen Platz übersehen hatte, winkte er seinem Begleiter, der inzwischen ihn selbst zum Gegenstand seiner Neugierde gemacht hatte, wieder voranzugehen. Dieser ging durch das Gewühl des Forums nach links, bog dort in eine Straße ein und, hielt vor einer Thüre an, dem Eingange zu der gesuchten Wohnung des Aedilen.

Der Knabe zog den an seinem Gürtel hängenden wohlgefüllten Beutel, warf dem sich hastig darnach bückenden Sclaven ein Geldstück zu, und trat dann rasch in das Innere des Hauses, aus dem ihm das Geräusch der Diener und der gedämpfte Klang eines von Instrumenten begleiteten heitern Gesanges entgegentönte.

Die Thüre des Hauses, in welchem der Aedil, einer der wichtigsten und einflußreichsten Männer von Pompeji, wohnte, war nur einfach und schmal, und man gelangte zuerst in das Atrium, die Vorhalle, welche mit schönen marmornen Säulen verziert war. Durch zwei schmale vergitterte Fenster fiel das Licht von der Straße aus in diese Vorhalle, deren Wände und Decke mit wahrhaft kostbaren Gemälden geschmückt waren. Der reinliche Fußboden aber zeigte ein kunstreich aus farbigen Steinen zusammengesetztes Bild, (man nennt das musivisch oder auch Mosaik). Hier trat unserm jungen Freund ein Sclave entgegen, welcher die Stelle des Portiers des Hauses bekleidete, und fragte ihn nach der Ursache, welche ihn hierher führe.

„Wenn dein Herr zu Hause ist, so sage ihm, daß ihn Diomedes aus Rom zu besuchen käme."

Der Sclave öffnete, um den erhaltenen Befehl auszurichten, eine der drei Thüren, welche sich in der Vorhalle befanden, und Diomedes trat in einen engen Gang, welcher nach dem hinter dem Hause gelegenen Garten führte. Lauter tönte ihm die Musik entgegen und nach einigen Schritte hatte er

die Gruppe, von welcher dieses liebliche Tönen herrührte, vor Augen.

Auf einer gepolsterten Bank, die quer in der Vorhalle stand und über welche der Mantel dessen, der darauf saß, herabhing, bemerkte Diomedes einen Mann von bereits vorgerücktem Alter, der ein Instrument, das etwa im Ton und in der Art der Behandlung mit unserer Oboe Aehnlichkeit hatte, mit nicht geringer Kunstfertigkeit spielte. Diesem zur Seite stand eine junge griechische Sclavin; ihre Finger glitten über die Saiten der Leier hin, und entlockten diesem Saitenspiel Akkorde, mit welchen sie die wohllautenden Töne des älteren Mannes begleitete, und den reinen schönen Gesang eines Knaben, der fast in dem gleichen Alter mit Diomedes stand. Rechts von dieser Gruppe saßen auf Stühlen an der Wand, die auf rothem Grunde gemalte Genien zeigte, zwei Frauen, eine jüngere und eine ältere, die mit sinniger Aufmerksamkeit der Musik zuhorchten. Alle aber waren beisammen in einer von der Rückwand des Hauses und zwei vorspringenden Mauern gebildeten Halle, welche mit einem künstlich gefugten Holzdach bedeckt und nach dem Garten hin ganz offen war. Dort in der Mitte eines duftenden Blumenbeetes sprudelte ein Brunnen klares Wasser hervor und zwischen den blühenden Orangen standen drei Kariatiden von weißem Marmor, deren helle Farbe gar lieblich vom dunkeln Grün der Orangenbäume abstach.

Diomedes verhielt sich ruhig, um das Vergnü-

gen und die Unterhaltung der Hausbewohner, die er hier, wie er schon wußte, alle vor sich hatte, nicht zu unterbrechen und zu stören. Jetzt schloß der Knabe mit einem langgehaltenen Ton, die Flöte machte noch einen kurzen Gang, die letzten Klänge der Laute erstarben im Widerhall, der sich an den glatten Wänden der Halle brach, und nun erst trat Diomedes lächelnd in die Mitte der ihn mit Staunen betrachtenden Bewohner des Hauses ein.

„Ein Fremder aus Rom!" berichtete der Diomedes geleitende Sclave.

Der Knabe, dessen Gesang wir gerühmt haben, und der bisher des Besuchers nicht gewahr worden war, wendete sich um. Aber kaum erblickte er Diomedes, so stieß er einen lauten Freudenschrei aus, die Rolle, welche er hielt, sank ihm aus der Hand und beide, er und Diomedes, sanken frohlockend einander in die Arme.

Die übrigen Glieder der hier versammelten Familie erhoben sich erstaunt und betrachteten diesen Ausbruch einer herzlichen Zuneigung und Freundschaft theils mit Wohlgefallen, theils aber auch mit Neugierde, denn Diomedes war ihnen fremd. Aber jetzt gedachte Diomedes jugendlicher Freund der Pflicht, den Seinen die nöthigen Aufklärungen zu geben und sprach, indem er seinen Freund an der Hand zu dem Vater hinführte:

„Sieh hier, theyrer Vater, meinen Freund Diomedes, den Sohn des Senators Diomedes Ante-

nor zu Rom, einen Jüngling, dem ich viel verdanke und in dessen väterlichem Hause ich stets mit so viel Güte und Wohlwollen aufgenommen war, wie ich dieses gerühmt habe."

Der Aedil Pansa erhob sich, bot Diomedes die Hand und sprach:

„Gesegnet sei dein Eintritt, mein Sohn. Die Götter mögen dich unter ihren Schutz nehmen und dir und den Deinen durch Glück und Heil vergelten alles Gute und alle Freundschaft, die ihr meinem Sohne erwiesen. Betrachte mein Haus als das deine, als das deiner würdigen Aeltern und mögest du recht lange als lieber Gast bei uns weilen."

Diomedes bezeigte dem Aedilen auf so würdige Weise seine Dankbarkeit für dessen freundlichen Empfang, daß dieser sich sogleich für den Knaben eingenommen fühlte. Zugleich zog der Knabe aus seinem Gürtel einen zusammengefalteten Brief hervor und überreichte ihn dem ersten magistratischen Beamten von Pompeji, der denselben mit Neugierde entfaltete und folgende Worte las:

„Gruß und Heil dem würdigen Aedilen Pansa von Diomedes Antenor, römischem Senator!"

„Es ist ein Glück, wohlgerathene Kinder zu besitzen und für die Kinder ein noch größeres Glück, wenn sie sich Freunde erwerben, welche durch ihren Umgang zur Bildung uud Veredelung ihres Herzens beitragen können. Mein Sohn hat an deinem Sohne einen solchen Freund gefunden, und ich wünsche nichts so sehr, als daß die beiden Jünglinge

bis einst zu ihrem Tode recht innig verbunden bleiben möchten. Ein solches Band der Freundschaft, wie es unsere Söhne fesselt, kann nicht ohne Rückwirkung auf uns, deren Aeltern, bleiben, die wir mit innigem Wohlgefallen das Geschick unserer Lieben überwachen. Ein solcher Sohn, wie Clodius, kann nur einen edlen Vater haben, denn eine gesunde und schöne Frucht bildet sich nur am kräftigen guten Baume. Gestatte deshalb, wenn ich dich, würdiger Pansa, zu meinen Freunden zähle und würdige mich deiner Freundschaft. Meinen Sohn empfehle ich deiner gastlichen Aufnahme, denn die Sehnsucht treibt ihn zu Clodius, den er sehr liebt. Mein Haus in Rom harrt der ersehnten Gäste, um die erbetene Gastfreundschaft durch gleiche Gastlichkeit wiedervergelten zu können. Erfreue mich also, indem du mich bald besuchest. Leb' wohl!"

„Ich gebe dir eine Belohnung, Atriensis," rief der Aedil hocherfreut, „denn nie noch hast du einem lieberen Gaste meine Hauspforte geöffnet."

Mit diesen Worten ergriff er Diomedes Hand, und geleitete, gefolgt von allen Gliedern der Familie, den Jüngling, der mit Clodius Blicke der Freude und der herzlichsten Zuneigung wechselte, in das Innere des prächtigen Hauses.

Der Priester Arbazes dringt auf die Gefangennehmung der Nazarener.

Kaum befand sich die Familie in dem Gemach, welches gewöhnlich als das eigentliche Versammlungszimmer des Hauses betrachtet wurde; so erschien der Atriensis abermals mit eiligen Schritten, um einen neuen Besuch anzumelden, der ihm aber auf dem Fuße folgte. Die Dunkelheit hatte bereits so sehr zugenommen, daß man die Züge des Ankommenden nur undeutlich zu betrachten vermochte. Aber aus der feierlichen ehrfurchtsvollen Stille, welche, den Aedilen ausgenommen, alle Andere beobachteten, schloß Diomedes, daß der Ankommende ein Mann von Rang und Ansehen sein müsse. Dieß bestätigte sich sogleich, denn er vernahm folgende Worte seines Gastfreundes:

„Gesegnet sei diese Stunde und Heil meinem Hause, das durch deinen Besuch beehrt wird, o edler würdiger Arbazes!"

„Heil Pansa und all den Seinen!" entgegnete der Fremde mit tiefem salbungsvollen Ton der Stimme, in dem Diomedes sogleich den Priester ahnete.

„Was führt den Oberpriester der göttlichen Isis zu so später Stunde noch in meine Wohnung?" fragte der Aedil ehrfurchtsvoll.

„Die Sorge für das Wohl der Stadt, der eine große Gefahr droht!" sprach der Priester mit dumpfdrohender Stimme.

„Ihr Götter!“ rief der Aedil erschrocken.

„Wohl dir, daß du ihrer gedenkest; aber wehe denen, die durch Verachtung der Himmlischen den Zorn des ganzen Olymp herabrufen!“

„Wer wagt es, solche Frevel hier zu begehen?“ rief der Aedil.

„Du sollst es zur Stunde erfahren,“ entgegnete der Priester; dann fuhr er leiser redend fort: „aber entferne die Fremden, die ich hier bemerke!“

„Es sind die Meinen, ehrwürdiger Arbazes!“ erläuterte Pansa. „Nur dieser Jüngling hier, der Sohn des römischen Senators Diomedes Antenor, ein lieber Gastfreund, kam erst vor kurzer Zeit an, um mich mit seinem Besuche zu erfreuen. Ihm brauchen wir nichts zu verbergen.“

Der Priester sah scharf nach Diomedes, der über die finstern marmorkalten Züge desselben, auf die gerade der letzte Schein der schwindenden Abendröthe leuchtete, fast erschrack. Dann sprach er: „Der Vater ist Bürge für den Sohn. Ich kenne den Senator; möge sein Sohn ihm gleichen.“

Jetzt brachten die Sclaven Lampen, durch welche das prachtvolle Gemach glänzend beleuchtet wurde, und stellten sie auf die beiden Tische. An dem einen derselben nahmen die Frauen Platz und begannen eine leichte Handarbeit, mehr um des Zeitvertreibs, als um des Nutzens willen. Der Priester setzte sich auf den von den Sclaven für ihn bereitgestellten mit tyrischen Stoffen belegten Stuhl an den Tisch in der Mitte des Zimmers.

Ihm gegenüber nahm der Aedil mit erwartungsvollen Zügen Platz. Diomedes und Clodius setzten sich auf eine Bank in der Nähe der Frauen und überließen sich ganz dem Vergnügen, sich nach ziemlich langer Trennung wieder ungestört mit einander beschäftigen zu können. Allein bald erregte das Gespräch der beiden Männer so sehr ihre Aufmerksamkeit, daß sie ihm mit unverhehlter Neugierde folgten. Der Priester sprach:

„Diese fluchwürdige Sekte der Nazarener entging auf unbegreifliche Weise dem Untergang in jenem fürchterlichen Kriege, der die Gebirgsprovinzen von Palästina in eine mit Leichen besäete Wüste verwandelte und ihre Glieder zerstreuten sich über alle Provinzen des römischen Reiches. Es ist dir bekannt, daß sie selbst in Rom sich unter dem Volke einen großen Anhang zu verschaffen wußten und daß sie mit dem Gift ihrer atheistischen Lehren das Volk verführten. Zwar suchte man sie durch Verfolgungen auszurotten; ihr Blut floß in der Arena bei Thierkämpfen; ihre Leiber zerfielen auf Scheiterhaufen in Staub; durch die gräßlichsten Martern suchte man sie von ihrem Schisma abzubringen; — aber trotz aller Bemühungen wuchsen der Hyder ihre Köpfe wieder, so viel man deren auch abschlug und die Sekte hat an Zahl eher zu- als abgenommen.“

„Welche Hartnäckigkeit?“ seufzte der Aedil. „Sollte man glauben, daß der Wahn so viel über den Menschen vermöge?“

Der Priester zuckte verächtlich die Schultern. Aus seinen Augen schossen Blitze des fanatischsten Hasses und der Wuth und so schwieg er eine Weile stille. Diomedes betrachtete ihn nun mit geheimer Furcht. Es war Arbazes ein Mann, welcher kaum sein vierzigstes Jahr zurückgelegt hatte. Seine dunkle Hautfarbe verrieth den Afrikaner; aber seine Züge hatten nur wenig von den jenem afrikanischen Menschenstamme eigenthümlichen Kennzeichen. Vielmehr näherten sie sich mehr dem edlen Ansehen der griechischen Gesichtsbildung. Aber alles, was dem menschlichen Antlitz Reiz und Freundlichkeit gibt, fehlte ihnen. Bleich, durch ascetische Uebungen abgemagert, die schwarzen glänzenden Augen tief in ihren von dunkeln Ringen umgebenen Höhlen liegend — thronte auf dem Gesicht des Priesters nur finstere Würde, und jedes menschliche Gefühl schien in seiner Brust erstorben zu sein. Als Arbazes mehr zufällig, als absichtlich, einen seiner scharfen durchbohrenden Blicke nach Diomedes hinrichtete, erschrack der Knabe bis in sein Innerstes und es entstand in ihm eine geheime Furcht, deren er sich vergeblich zu erwehren bestrebte. Endlich fuhr der Priester fort:

„Wahn? ja Wahnwitz ist es, der diese Rasenden antreibt, ihre tolle götterverachtende Lehre mit solcher Kühnheit zu bekennen und dem Tod mit so großer Verachtung seiner blutigsten Schrecken zu trotzen. Die Götter haben bisher unsere schöne Stadt vor dem Fluch der Irrgläubigkeit beschützt.

Aber jetzt ist das Gift bei uns eingestreut; es keimt und schon erhebt es das Haupt und droht auch unsere ehrwürdigen Tempel zu überwuchern."

„Wie, hier in Pompeji gäbe es Nazarener?" rief der Aedil erstaunt.

„Schon finden nächtliche Zusammenkünfte statt und eine zwar nur kleine, aber deshalb nicht unerhebliche Zahl der hiesigen Einwohner ließ sich verleiten, den falschen verbrecherischen Lehren der Verführer Gehör zu geben. Ich kenne diese Atheisten; ich weiß, wo sie die Werkstätte ihrer verbrecherischen Thätigkeit errichtet haben und ich werde dir die nöthigen Nachrichten geben. Aedil Pansa — wendete er plötzlich an diesen — die Zeit zum Handeln ist da und ich fordere dich auf, deine Pflicht zu erfüllen!"

„Du weißt, daß ich dazu stets bereit und entschlossen bin" sprach der Aedil ernst: „doch der Fall ist neu und das Gesetz gewährt dem Bürger Schutz. Niemand darf ohne ausdrückliche Anweisung verhaftet oder peinlich gerichtet werden. Ich muß Beweise haben, ehe ich einschreiten kann. Liefere mir diese und ich will meinen Liktoren den Befehl zur Ergreifung der Verbrecher geben."

Der Priester griff in den Gürtel und zog eine zusammengefaltete Schrift heraus, die er dem Aedilen übergab. Dieser öffnete das verhängnißvolle Papier und durchlas es mit Aufmerksamkeit. Dann faltete er es bedächtig zusammen und verschloß es in einem Schranke, der in der Ecke des Zimmers stand.

*

„Genügen diese Nachrichten, oder sind weitere nöthig?“ fragte der Priester mit dumpfer Stimme.

„Es ist genug!“ antwortete der Aedil; morgen wirst du von mir hören.“

Der Priester erhob sich, grüßte die im Zimmer Anwesenden mit einer würdevollen Vorbeugung und verließ dann lautlos das Gemach. Ihm folgte der Aedil; man hörte, wie er sich von dem Priester verabschiedete und dann einem Sclaven einen schriftlichen Befehl einhändigte, mit dem dieser anscheinend sehr eilig das Haus verließ. Jetzt kehrte der Aedil zurück und sprach zu seiner Gattin:

„Meine Pflicht ruft mich! Ich muß zur Stunde das Haus verlassen, ohne daß ich zu sagen vermag, ob ich vor dem Morgen wiederkehre. Laß die Pforte schließen und sorge dafür, daß die Sclaven wach bleiben, um mich zu empfangen, wenn ich wiederkomme.“

Nach kurzem Gruß verschwand er. Diomedes folgte seinem Freunde Clodius und beide Knaben versanken bald darauf in jenen süßen festen Schlummer, der nur die Jugend, die Gesundheit und — ein reines Gewissen beglückt.

Das Forum von Pompeji. Volksscenen. Die Gerichtsverhandlung. Der Nazarener Andreas. Das Erdbeben. Verurtheilung.

Am folgenden Tage tobte das regsame campanische Volk mit lautem Geschrei durch die engen

Strassen von Pompeji und auch die Bewohner des Hauses Pansa eilten nach dem Forum, um der Untersuchung beizuwohnen, welche dort über eine Anzahl des Nazarenismus bezüchtigter Gefangenen stattfinden sollte.

Gewöhnt an Oeffentlichkeit mußte jede Gerichtsverhandlung auch öffentlich vor dem Volke abgehalten werden — so forderte es die damalige Sitte. Diese Einrichtung hatte viel Gutes, denn wenn einerseits der Richter durch die Gegenwart des Volkes gleichsam beaufsichtigt war; so standen wieder die Angeklagten andererseits unter dem öffentlichen Schutz und so bildete die Stimme der Gerechtigkeit am Ende das Urtheil des Volkes, das als Zeuge entweder beistimmte oder wenigstens stillschweigend das gefällte Urtheil gut hieß. Wer aber daraus ableiten wollte, daß alle Verhandlungen und Urtheile der römischen Richter, weil öffentlich gehalten und ausgesprochen, darum vollkommen gerecht und vernunftgemäß gewesen wären, der würde sehr irren.

Diomedes und Clodius fanden bei ihrer Ankunft auf dem Forum den Platz bereits dicht von einer ungeheuern Menschenmenge erfüllt, denen von einzelnen mehr oder weniger gut unterrichteten Personen Nachrichten über die bevorstehenden Verhandlungen mitgetheilt wurden. An einem erhöheten Platze auf einer rohbearbeiteten Säule, die am Boden liegend, erst der Vollendung harrte, um als neue Zierde des Forums aufgerichtet zu werden,

stand ein feuriger Pompejaner, und fesselte durch seine lebhafte Rede die ihm zunächst stehenden Hunderte von Zuhörern. Diomedes blieb stehen und horchte den Worten des Volksredners, die bald durch Beifallsrufe, bald durch Laute des Staunens, der Entrüstung und der Furcht von den Umherstehenden unterbrochen wurden. Er sagte ungefähr folgendes:

„Meine Brüder" rief er mit ausdrucksvoller Geberde, „wir glauben an unsere gütigen Götter, wir beten vertrauensvoll zu ihnen, denn sie sind gnädig gegen uns und wenn wir es gut mit Jemand meinen, so rufen wir ihm zu: Dich mögen die Götter segnen! Aber diese fluchwürdigen Nazarener! Sie wagen es, die Götter frech hinweg zu läugnen und sagen frevelnd: es gibt nur Einen Gott!"

Ein lauter Schrei des Unwillens unterbrach hier den Redner. Er ließ die Menge sich austoben und winkte dann mit der Hand, worauf allmählig wieder Stille eintrat.

„So sagen sie, meine Freunde. Aber fragt ihr sie, wo ist denn dieser Gott und was sind denn unsere Götter? da vernehmt ihr erst den Sinn ihrer frechen Rede. Ihr Gott ist ein unsichtbares Wesen; dennoch soll er aber vor siebenzig Jahren herabgekommen, und als Mensch im palästinensischen Lande am Kreuze gestorben sein. Dort herrschten aber vor so kurzer Zeit unsere glorreichen Kaiser Augustus, Tiberius, Nero; dort walteten unsere gerechten römischen Gesetze und wenn dieser angebliche Gott-

mensch von einem römischen Richter zum Kreuzestode verurtheilt worden ist; so muß er auch ein todeswürdiges Verbrechen begangen haben. Ihr seht, daß viel Beschränktheit nöthig ist, um solchen Dingen Glauben zu schenken. Fragt ihr aber diese Nazarener, was sie von unsern Göttern halten; so bekommt ihr eine Antwort, die euch erstarren macht. Sie läugnen das Dasein unserer Götter nicht, aber sie erklären dieselben für Dämonen, die uns Menschen von dem wahren Glauben an einen Gott abgelenkt hätten. Wie? diese schöne Welt sollte unter der Herrschaft von Dämonen stehen? die Berge sollten ihre Oreaden, die Quellen ihre Nymphen verlieren? der Olymp sollte entgöttert werden und die Welt sollte den schönen Hauch des Göttlichen, der sich über Alles verbreitet, verlieren? Das mögen die Götter gnädig verhüten!“

Ein rauschender Sturm des Beifalls belohnte den Redner, welcher geschickt den günstigen Augenblick benützte, um den ihm gespendeten Beifall durch kein einziges Wort mehr zu schwächen. Er sprang herab von der Säule und verlor sich in einem Kreise von Menschen, die ihn bewundernd umringten. Allein die ihm geschenkte Aufmerksamkeit währte nur sehr kurze Zeit, denn bald trat rings umher eine tiefe Stille ein. Diomedes sah empor und bemerkte mit geheimem Entsetzen die düstern Züge des Egypters Arbazes, der die Säule bestiegen hatte, um das Volk anzureden.

Der Oberpriester der Isis war eben so bekannt

als angesehen und gefürchtet in der Stadt. Sein Aussehen, die finstere Würde, die er behaupte, der Ruf unbefleckter Frömmigkeit und tiefer geheimer Wissenschaft, von der er schon unerhörte Proben abgelegt hatte — alles dieses vereinigte sich, um ihn zu einer der bedeutsamsten Personen der Stadt zu stempeln. Aus diesem Grunde verbreitete sich eine tiefe Stille über den weiten Platz, den er von seinem mäßig erhöheten Standpunkte übersehen konnte. Er genoß einen Augenblick mit geheimer Befriedigung den Triumph, den seine bloße Erscheinung ihm bereitete und dann begann er mit ernster lauter Stimme:

„Pompejaner! Ihr hörtet so eben von der fluchwürdigen Sekte sprechen, die sich in eurer Mitte wie ein giftiges Gewürm einzuschleichen wagte. Ihr hörtet, wie die Anhänger des gekreuzigten Nazareners unsere Götter lästern, ja, wie sie selbst ihr Dasein hinwegzuläugnen wagen. Wehe uns, wenn wir nicht dieses freche Gezücht mit entschlossener Hand vertilgen. Schon haben die Götter Gericht über unsere sonst so glückliche Stadt gehalten. Die Grundfesten der Erde wankten ob des Frevels, der hier begangen wurde und es ist ein Wunder, wenn Jupiter in seinem gerechten Zorne nicht die Erde und den Himmel vernichtend in das alte Chaos zurückstürzt."

„Um aber das Maß des Frevels, den diese Elenden zu verüben wagen, kennen zu lernen, genügt es nicht allein, das zu hören, was sie sagen, sondern auch einen Blick in das verborgene verbreche-

rische Treiben zu werfen, welches sie bei ihren nächtlichen heimlichen Zusammenkünsten verüben. Wenn der Schlemmer bei dem hellen Licht der Sonne sich dem Gelüste seiner erregten Sinnlichkeit überläßt; so ist das menschlich gefehlt, aber nicht gesündigt, denn der Mensch soll alles meiden, was die Sinne aufregt und allein durch Entbehren aller Genüsse sich der Gunst der Götter würdig zu machen suchen. Aber diese Nazarener? Erst weiden sie sich an dem Dämon, den sie anbeten; dann schlachten sie bei ihren Orgien unschuldige Kindlein, ergötzen sich mit unmenschlicher Gier an den Zuckungen des sterbenden Opfers und enden ihre abscheulichen Nachtmahle, indem sie, den unvernünftigen Bestien gleich, die Glieder der gemordeten Kleinen mit abscheulicher Lust verzehren."

Ein Schrei des Entsetzens erschallte aus der Menge, die mit dumpfer Wuth der Rede des gefürchteten Priesters gelauscht hatte. Dann aber wuchs das Geschrei zum tobenden Aufruhr an und aller Blicke folgten der Hand des Egypters, der gegen das Forum hindeutete.

„Dort", sprach er mit grimmigem Händeschütteln, „dort werden diese Unmenschen vor euch erscheinen. Es sind meist Fremde, es sind viele von ihnen Sclaven, aber es sind auch freigeborne Pompejaner unter ihnen. Die Rache der Götter hat sie ereilt, als sie gerade im Begriff waren, zu einer ihrer entsetzlichen Orgiensich zu bereiten. Wohlan, Pompejaner! beweiset, daß ihr die Götter achtet! Kein Mitleid,

keine Regung der Barmherzigkeit für die Frevler! Nur dadurch allein können die zürnenden Götter versöhnt und die Verführten von dem Abgrund zurückgerissen werden, in den sie durch ihre Verführer unfehlbar gestürzt werden würden."

Ehe die Menge dem Priester noch ein Zeichen ihres Beifalls und ihrer Beistimmung geben konnte, war dieser von seiner erhabenen Stelle herabgestiegen und unten in der sich jetzt tobend und lärmend nach dem Forum hindrängenden Menge verschwunden.

Hier bereitete man alles zum beginnenden Gerichte vor. Der Aedil, welcher seit dem gestrigen Abend nicht mehr nach Hause zurückgekehrt war, stand im Hintergrunde der Säulenhalle und besprach sich mit mehreren angesehenen Magistratspersonen von Pompeji. Außer diesen waren noch einige Priester sichtbar, zu denen sich jetzt Arbazes gesellte. Er wurde mit Zeichen der Achtung von ihnen empfangen und man bemerkte, daß er bald eifrig, aber dem Anscheine nach leise, mit ihnen sprach.

Das Forum war mit einer ziemlichen Anzahl von Soldaten besetzt, welche die Menge, die sich stets bemühte, Treppe um Treppe höher zu steigen, zurückwiesen. Im Hintergrunde standen vor der Pforte, hinter welcher man die Gefangenen verschlossen hielt, einige Schwerbewaffnete mit gezogenen Schwertern als Wächter aufgestellt.

Clodius zog seinen jungen Freund Diomedes nach sich, umging das Forum und wurde durch eine Hinterpforte von dem Hausmeister, dem er

sehr wohl bekannt war, eingelassen. So gelangten die Knaben in ein Gemach, aus dessen nach der Gerichtshalle sich öffnenden Fenster sie die ganze Verhandlung mit anhören und nicht allein das Forum, sondern sogar den größten Theil des vor demselben liegenden Platzes übersehen konnten.

Der Aedil und die übrigen Magistratspersonen sammt den Priestern nahmen nun Platz und die Soldaten erhielten den Befehl, die Gefangenen herbeizubringen.

Die Thüre des Gefängnisses öffnete sich und umringt von den Wächtern schritten aus derselben sieben Gestalten hervor, bei deren Anblick sich die bisherige Unruhe augenblicklich in tiefe Stille verlor. Es war der vorderste ein Mann von kaum fünfzig Jahren, in unscheinbare dunkelfarbige Gewänder gekleidet und von freiem, obwohl demüthigen Blick. Ihm folgten drei, durch ihre Kleidung hinlänglich als solche bezeichnete, Sclaven mit ängstlichen Schritten und drei andere Männer, welche dem freien Bürgerstande von Pompeji angehörten, aber, ihrem Aussehen nach, der untersten ärmsten Klasse. Sie wurden in eine Reihe an der Mauer im Hintergrunde aufgestellt und die Richter betrachteten sie eine Zeitlang mit neugierigen Blicken.

Endlich eröffnete der Aedil die Verhandlungen mit den gewöhnlichen Fragen nach den Namen der Angeklagten und trug dann das Verbrechen, welches diesen zur Last gelegt wurde, öffentlich vor. Der Gegenstand war so aufregender Natur; die

Gerüchte, welche man absichtlich über die Nazarener verbreitet hatte, waren so gehässig, daß das auf dem Platze ungewöhnlich zahlreich versammelte Volk den Verhandlungen mit tiefer Stille und Aufmerksamkeit folgte.

Es stellte sich sogleich heraus, daß von einer zahlreichen Gemeinde hier nicht die Rede sein könne, obwohl man annehmen durfte, daß man nicht auf einen Schlag aller Anhänger der neuen Lehre habhaft geworden sei. Vielmehr beschränkte sich die Sache darauf, daß einige freie Einwohner von Pompeji und auch mehrere Sclaven, den Lehren des vorhin erwähnten Mannes, eines Palästinensers, der sich nach dem Untergange des jüdischen Reiches nach Malta geflüchtet hatte, zugehört und sich für das Bekenntniß derselben mehr oder weniger entschieden hatten. Nach römischem Gebrauch wurde nun zwar jede Sitte der unterworfenen Völker, insbesondere also auch deren religiöse Einrichtungen, unverletzt gelassen; aber neue Sekten wurden nicht geduldet, weil man in ihnen den Deckmantel politischer Umtriebe haßte und fürchtete. Das Christenthum, welches, als eine neue Religion, die ihrem Hauptwesen nach allem Bestehenden geradezu entgegengerichtet war, sogar keinen Unterschied der Stände, ob nämlich frei oder sclavisch, mehr anerkannte und duldete, wurde eben deshalb den Römern auf das Aeußerste verhaßt und daher rührten wohl zumeist die erbitterten und grausamen Verfolgungen der Christen mitten in dem so streng und

fest organisirten Staate, ja selbst in der ungeheuern Hauptstadt desselben unter den Augen des Senates und des Kaisers.

Der Christ, welcher nun vor dem Forum des römischen Aedilen Pansa der Proselitenmacherei und Volksverführung durch Verbreitung einer gehaßten neuen Religion angeklagt war, kannte die Gefahr genau und wußte, daß nichts ihn retten könne. Aber in ihm lebte jener kühne und erhabene Muth, der so viele seiner Glaubensgenossen in den Märtyrertod getrieben hatte und er war entschlossen, diesem Schicksal nicht auszuweichen, wenn er es nur dahin bringen könnte, daß mit ihm nicht auch seine Genossen ins Verderben gezogen würden. Darum trat er mit kühner Stirne vor seine Richter hin, bekannte offen und freimüthig seinen Glauben und bestätigte auch die Anschuldigung, daß er der Verführer der mit ihm verhafteten Pompejaner sei, durch ein aufrichtiges Eingeständniß.

Im ferneren Verlauf der Untersuchung hatte er hinreichend Gelegenheit, alle Bemühungen des Priesters der Isis, Arbazes, zum Verderben seiner Mitgefangenen zu vereiteln. Jener war darüber nicht wenig erzürnt und als endlich das Urtheil gegen die drei freien Pompejaner auf einjährige Verbannung nach Gallien, jenes gegen die Sclaven auf eine mäßige Anzahl Ruthenstreiche ausgesprochen wurde, leuchtete aus den Augen des Priesters ein Strahl der Wuth über die vereitelte Bemühung, seine Feinde sämmtlich zu verderben. Aber aus den

Augen des Christen strahlte die edelste Freude über die Rettung seiner mit ihm verhafteten Freunde.

Jetzt stand dieser Letztere seinen erbittertsten Feinden gegenüber und nun wurde die Anklage gegen ihn allein gerichtet. Der Ton, in dem sie ausgesprochen wurde, das Gewicht der ihm zur Last gelegten Verbrechen — alles verkündete, daß ihn eine schwere Strafe treffen würde und die Freiheit, welche ihm der Aedil einräumte, sich zu vertheidigen, schien ihm nur wenig mehr nützen zu können. Dennoch trat er mit edler Haltung und dem sichern Blicke der Unschuld und des Gottvertrauens vor seine Richter hin und begann:

„Ihr Männer von Pompeji. Ich will durch meine Worte weder euern Zorn gegen mich erhöhen, noch mag ich durch klägliches Winseln und demüthige Bitten euer Mitleid für mich erregen. Ich habe euch schon gesagt, daß mein Name Andreas und mein Geburtsort Bethlehem im jüdischen Lande sei. In meiner Jugend gelang es mir, durch Hilfe Gottes dem Verderben zu entrinnen, das über mein Volk von den Römern verhängt wurde. Ich floh nach Malta; ich lebte dort still und bemühte mich, dem großen Vorbild ähnlicher zu werden, das Christus, der Sohn des Allerhöchsten, uns durch sein Leben, Leiden und Sterben auf Erden aufgestellt hat. Man vertrieb mich vor einem Jahre aus Malta und ich ging hierher, weil ich hier Gelegenheit zu finden hoffte, durch meiner Hände Arbeit meinen Unterhalt zu verdienen. Niemand kann sa-

gen, daß ich Unrecht gethan oder irgend Wen gekränkt und beleidigt hätte, denn ich habe immer dem Gebot der Obrigkeit Folge geleistet, so weit es billig ist und mich still an meinen Beruf gehalten. Auch habe ich nicht verheimlicht, daß ich mich zu Christo bekenne und denjenigen, welche über Dinge des Glaubens von mir Unterricht begehrten, habe ich nicht mehr oder weniger mitgetheilt, als ich selbst davon weiß und verstehe. Aber ihnen die Gabe des Geistes versagen, wie einige unter Euch von mir gefordert hätten, wäre eine Sünde gegen Den gewesen, dessen Gebot ich mehr Gehorsam schuldig bin, als allen Menschen in der Welt. Ist es also recht, still und arbeitsam zu leben und der Obrigkeit Gehorsam in allem Billigen zu leisten; ist es aber auch Pflicht, Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen, so habt ihr jetzt die Aufgabe, darüber zu entscheiden, ob ich strafbar bin oder nicht? Doch bedenket, daß wer Gott gehorcht, auch ein gehorsamer Unterthan der weltlichen Obrigkeit sein müsse und daß das Eine ohne das Andere nicht wohl gedacht werden könne."

Diese Rede wurde so ruhig, aber auch mit solcher Kraft und Festigkeit ausgesprochen; im Ton der Stimme, in allen Geberden des Angeklagten lag eine so überzeugende Sicherheit und prägte sich ein so entschlossener heldenmäßiger Sinn aus, daß bei weitem die größte Mehrzahl der Zuhörer sich plötzlich zu Gunsten des Redners umgestimmt fühlten. So hatte man noch nie einen Angeklagten sprechen,

so nie sich geberden sehen. Eine tiefe Stille lagerte sich auf die ungeheure Menschenmasse; jeder sann dem Sinn der einfachen Worte nach und die meisten gestanden sich, daß sie sich von dem Vorurtheil, das die Christen unbedingt verdammte, hatten hinreißen lassen; ja selbst der Aedil, so streng sonst in der Erfüllung seiner Pflicht, überließ sich unbewußt dem günstigen Eindruck, den die schlichte Einfalt des Angeklagten und die Wahrheit seiner Worte auf alle Zuhörer machte. Nur die Priester saßen stumm und bemerkten voll Wuth die Umstimmung des Volkes zu Gunsten des Gefangenen. Dieser wartete geraume Zeit ruhig auf die Fortsetzung der Gerichtsverhandlung. Als er aber bemerkte, daß Niemand etwas auf seine Worte erwiederte, wendete er sich mit heiterm Blick von dem Tribunal ab, trat einige Schritte gegen die zum Forum führende Treppe hin, wo ein freier Raum war und wo er von Allen gesehen und besser vernommen werden konnte und fuhr fort:

„Was nöthig und der Mühe werth, habe ich zu meiner Vertheidigung gesagt. Ein anderes ist es, das Leben schützen, ein anderes auch, die Ueberzeugung bekennen und besser ist es, für die Letztere das Erste freudig hingeben. Es ist aber nöthig, die Sache kennen zu lernen, für die Einer so große Opfer zu bringen bereit ist und darum, ihr Pompejaner, gestattet mir noch einige Worte über das Christenthum, das man bei Euch so arg verlästert. Ihr glaubet an Götter, die den Olymp bewohnen. Für

Euch hat jede Quelle ihre Nymphe, jeder Berg seine Oreade; das Meer, die Luft, die Erde, die Unterwelt, alles ist von Göttern bewohnt, von ihnen regiert, steht unter ihrem Einfluß. Eure Götter essen, trinken, vermählen sich, lieben und hassen einander, streiten sich und schließen wieder Frieden, wie die Priester von ihnen erzählen. Wir glauben an Einen Gott, Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt, der alles regiert und leitet, ein Wesen von unbeschränkter Ewigkeit, Weisheit und Vollkommenheit der Macht. Ihr seid Euch der Sünde bewußt und opfert, um die finstern Gewalten des Orkus zu versöhnen. Wir glauben, gleich Euch, an die Verderbtheit und Sündhaftigkeit der menschlichen Natur; aber Christus hat sich zum Versöhnungsopfer für uns und alle Menschen in den Tod dahin gegeben. Von einem göttlichen Einfluß zur Besserung und Heiligung des menschlichen Geschlechts wisset ihr nichts; aber wir wissen, daß wir vor Gott nur allein durch die Kraft und die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes gerecht werden können. Euer Glaube lehrt euch, die Welt lieben und das schöne Leben genießen. Unser Glaube lehrt uns, die Welt mit ihren Freuden verachten und als eine Veranlassung zur Sinnenlust und zur Sünde zu fliehen. Der Tod ist Euch ein grauenvoller Uebergang in das gefürchtete Reich der Schatten; uns aber ist er ein freundlicher Freiheitsbote, der uns von den Fesseln dieser Erde erlöst und uns den Eintritt in das Himmelreich und die Vereinigung

mit Gott bringt. Euer Glaube hat die Kraft nicht, den Menschen sittlich stark und rein zu machen, denn Eure Lasterhaftigkeit, welche ihr weder zu läugnen noch zu entschuldigen versuchen dürft, da die Thaten gegen Euch zeugen, beweiset es klar. Unser Glaube erzieht die Menschen zu besseren Wesen, die schon auf der Erde Gott ähnlich werden können durch Tugend und Frömmigkeit. Da man uns in unserm öffentlichen Wandel nichts Schlimmes oder Gesetzwidriges nachweisen kann, so hat man sich bemüht, Lügen über unsere Liebesmahle zu verbreiten. Bald sollen diese Festlichkeiten zum Andenken an das Leiden und Sterben unseres Heilandes Orgien der abscheulichsten Art sein; bald sucht man den Zorn des Volkes dadurch gegen uns zu erregen, daß man sagt, wir schlachteten unschuldige Kinder und trieben mit dem Blut der gemordeten Kleinen eben so frevelhafte als abgöttische Zaubereien. Ich erwähne dieser Sache nur, um Euch, Ihr Männer von Pompeji, zu zeigen, daß ich die üblen Nachreden kenne, durch die man uns zu verdächtigen sucht. Aber es ist nicht der Mühe werth, sie zu widerlegen, denn bei unsern Abendmahlen hat Jeder, der da will, Zutritt, wenn wir ihn hinreichend kennen, daß er uns nicht dem Arm unserer grausamen Verfolger zu überliefern beabsichtigt und jede Frevelthat würde sofort zu unserm Verderben bekannt werden.“

„Dieses drängt es mich, Euch offen zu sagen, damit, wenn Ihr mir auch das Leben nehmen

wollt, man doch nicht sagen könne, ich hätte durch meinen Tod für ein erwiesenes Verbrechen gebüßt, aber wohl: ich sei als ein Christ freudig für meine Ueberzeugung gestorben."

Ein dumpfes Murren erhob sich unter dem Volke, als Andreas wie ein Herold der Wahrheit nach diesen Worten auf seine Stelle zu seinen erstaunten Wächtern zurücktrat. Die Priester schäumten vor Wuth und Arbazes, der zitternd vor innerer Gluth kaum das Ende der Rede hatte abwarten können, stürzte mit fliegenden Haaren und furienhafter Geberde auf die Treppe herab, um durch eine donnernde Erwiederung die günstige Stimmung des Volkes zu verwischen. Mit einem Tone, der mehr kreischend, als der Würde des Ortes und der Genossenschaft, der der Priester angehörte, angemessen war, schrie er:

„Pompejaner! — Dieser Abtrünnige belügt euch — die Furien des Abgrundes legen ihm Gift auf die Lästerzunge — hört ihn nicht, er versucht es, Euch ins Unglück zu stürzen! — Wie die Hyäne durch milde Laute den nächtlichen Wanderer verstört und verlockt, bis er von ihrem gräßlichen Rachen zerfleischt, schrecklich sein Leben verhaucht, so sucht dieser Götterläugner, dieser Atheist, Euch den schönen Glauben, der Euch bisher so glücklich machte, zu rauben, die Götter, die Euch so sehr segneten, zum Zorn gegen Euch zu reizen! Wie? — bei diesem Wort erhebt der Redner beschwörend die Arme gen Himmel — Ihr Ewigen, die Ihr

droben thronet, sendet Ihr Eure Blitze nicht herab, diesen Frevler, der Euch zu lästern wagt, zu zerschmettern? Erde? öffnest du dich nicht, ihn zu verschlingen? —"

Und als wenn die Gewalten, die der Redner zu empören suchte, wirklich zur Bestätigung seiner Rede Wunder wirken wollten; so erstarb der Ton der Stimme des Arbazes in einem dumpfen unterirdischen Gebrüll, das aus den innersten Klüften des Erdballs herauf an das helle Tageslicht drang, sich allmählich verstärkte und bald dem Rollen des Donners glich. Kaum hatte die entsetzte Menge diese schauerlichen Töne gehört, so begannen die umgebenden Gebäude des Forums zu krachen, der feste Grund zitterte und wankte, die schaudernden Menschen taumelten wie Trunkene auf dem unter ihnen sich bewegenden Erdboden unter gräßlichem Geschrei hin und her und während von den Wänden der Gebäude in Nah und Ferne ein klirrender Hagel von Steinen und Mauertrümmern herabrasselte, fuhr eine saussende Windsbraut über die unglückliche Stadt dahin und wehte wirbelnd den Staub hoch und die Sonne fast verfinsternd in die dadurch fahl gefärbte Luft empor.

Jetzt war der Krampf, der die Eingeweide der Erde wie die eines lebenden Wesens in Fieberfrost zu schütteln schien, vorüber; das Geschrei legte sich und die entsetzten Menschen sahen starr nach dem gräßlichen Priester, dessen glühenden Haß selbst die Schauer der Natur nicht zu dämpfen vermochten,

ja der sie vielmehr mit eiserner Seele zu verachten und sich dienstbar zu machen wagte. Noch stand er und deutete gleich einer ehernen Gestalt unerschüttert gen Himmel. Nur die ihm zunächst Befindlichen hätten, wenn das Entsetzen nicht so große Gewalt über sie gehabt hätte, ein merkliches Fahlerwerden seiner dunkeln Züge, einen unsichern Blick des sonst so kalten stieren Auges und ein leises Beben der kräftigen Gestalt erkennen können. Aber schnell ermannte sich der kühne Bewahrer der Geheimnisse der Isis und die grauenvolle Stille benützend, fuhr er fort:

„Erkennt Ihr jetzt den Zorn Eurer Götter, Pompejaner? Wehe Euch, wenn diese ihre furchtbare Warnung ungeachtet von Euch bliebe. Doch nein, ich lese die Furcht von der Rache der gelästerten Götter aus euren verstörten Blicken, aus dem Beben Eurer Gestalten. Wohlan! versöhnet die Unsterblichen und der Richter verurtheile ihre Lästerer zu der verdienten Strafe. Da er aber öffentlich frevelte, so büße er auch öffentlich und in der Arena zur Belustigung des Volkes und zur Warnung seiner Anhänger verblutete er unter den Klauen wilder Bestien sein Leben.“

Ein furchtbares Geschrei war die Antwort auf die Rede des schlauen, rachsüchtigen Priesters. Geschickt hatte er die Leidenschaften des Volkes aufzustacheln gewußt; selbst der Natur geheimnißvolle schreckliche Gewalten machte er seiner Rache dienstbar und trotz der schauerlichen Warnung, die im

Beben der Grundfesten des Planeten, den wir bewohnen, lag, vergaß er selbst nicht, die blutgierige Schaulust des leichterregbaren Volkes, zu dem er redete, zu seinen Zwecken zu benützen.

Der von der Gewalt des Augenblicks fast vernichtete Aedil erhob sich zitternd, um durch sein Ansehen den Sturm zu beschwören. Endlich legte sich das Geschrei und das Gericht nahm seinen Fortgang. Aber es waren nur Formeln, die Niemand beachtete. Andreas versuchte es nicht mehr, etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen und die Verhandlungen endeten mit seiner Verurtheilung. Er sollte — so lautete das Urtheil — den wilden Thieren vorgeworfen werden. Das Urtheil wurde unter den gewöhnlichen Gebräuchlichkeiten bestätigt, die einen von den Gefangenen zur Buße den Liktoren übergeben, dagegen Andreas von den Wachen sogleich in das Gefängniß abgeführt, und dort dem Wächter des Hauses zur Verwahrung überlassen. Für den fünften Tag nach diesen Vorfällen war ein großes öffentliches Kampfspiel angeordnet und bei dieser Gelegenheit sollte Andreas zur Belustigung des Volkes sein Leben im Kampfe mit einem Löwen enden.

Arbazes entschleiert sich selbst. Diomedes und Clodius Enttäuschungen und deren Folgen.

Diomedes und Clodius waren, wie wir schon oben gehört haben, Zeugen der gerichtlichen Verhandlung gewesen, welche mit dem Todesurtheil

des Nazareners Andreas endete. Der Erstere hatte den Christen genau beobachtet und mit großer Aufmerksamkeit alles, was dieser zur Vertheidigung seiner Person und seiner Sache redete, mit angehört. Obwohl aus sehr angesehener Familie und aus dem höchsten Stande des Reichs, dessen Mitglieder sich bisher um die allerdings schon damals bekannte und vielbesprochene Sekte wenig bekümmerten, konnte sich dennoch der Jüngling einer geheimen und mächtigen Theilnahme für den Christen nicht erwehren. Hiezu trug ohne Zweifel der Widerwille, den er unwillkührlich gegen den Feind des Nazareners, den Isispriester Arbazes, empfand, nicht wenig bei und so mochte, ehe er Andreas näher kennen lernte, mehr die Begierde, für den letzteren gegen den Priester Parthei zu nehmen, als die Ueberzeugung von der Unschuld des Verurtheilten ihm den Wunsch eingeben, daß Andreas doch gerettet werden möchte.

Allein hiezu war jetzt nach dem unwiderruflich gefällten Todesurtheil keine Aussicht mehr vorhanden. Selbst die Möglichkeit, daß Andreas sich durch die Flucht retten könnte, war kaum denkbar und am Ende war es noch zweifelhaft, ob der Nazarener eine ihm gebotene Gelegenheit, seinem schrecklichen Ende zu entrinnen, benützen möchte?

Mit solchen Erwägungen beschäftigt, ging Diomedes aus dem Forum an der Seite seines Freundes Clodius, der ihn verwundert betrachtete. Endlich machte das lange finstere Schweigen des

Jugendgenossen den Sohn des Aedilen Pansa betroffen, und da sich die Gelegenheit darbot, dem Gewühl der vom Forum heimkehrenden Menschenmassen auf einem Seitenwege zu entrinnen, so ergriff er Diomedes beim Arme und zog diesen, der ihm maschinenartig folgte, in die Nebenstraße. Beide erreichten ein Thor, das nach dem campanischen See hinführte. Unmittelbar vor dem Thore begann ein lieblicher Hain seine Schatten über die beiden Spaziergänger zu verbreiten, und als sich Clodius mit Diomedes allein sah, brach er endlich das ihm so peinliche Schweigen und fragte den Freund nach der Ursache seiner plötzlichen Mißstimmung.

„Wundere dich nicht, mein Freund," sagte Diomedes, „mich so ernst zu sehen. Ich sinne der traurigen Begebenheit nach, von der wir gerade Zeugen waren; ich leide noch an den Schauern, welche die sie begleitenden Schrecken wohl bei allen Zuhörern hervorgerufen haben. Mich dünkt, daß dieser furchtbare Priester mehr aus persönlicher Feindschaft, denn aus aufrichtiger Ueberzeugung von der Verwerflichkeit des Glaubens der Nazarener, den armen Andreas ins Verderben gestürzt hat. Höre mich ganz, mein Clodius —" rief er, als er bemerkte, daß dieser voll Schreck mit abwehrender Geberde zur Seite trat — „ich gestehe Dir, daß ich vom ersten Augenblick an, in welchem ich die Bekanntschaft dieses Isispriesters machte, eine tiefe Abneigung, nein, mehr noch, eine mir selbst

unerklärliche Furcht vor ihm empfinde. Dagegen flößt mir das Schicksal des Nazareners Mitleid ein, ja herzliches Mitleid und Theilnahme, und ich glaube, daß wenn er wirklich strafbar sein sollte, doch die ihm auferlegte Strafe zu dem ihm zur Last gelegten Verbrechen in einem unaussprechlichen Mißverhältniß stehe!"

„O Diomedes!" rief Clodius erschreckt durch diese ihm eben so auffallenden, als verletzend erscheinenden Urtheile; „bedenkst Du denn nicht, daß mein Vater, die Güte selbst, das Urtheil des Andreas gesprochen?"

„Verzeihe mein Freund, ich wollte Dich nicht kränken. Ich glaube, daß dein Vater hinsichtlich seiner Stellung als erster Gerichtsbeamter dieser Stadt, nicht anders handeln konnte, daß er vielleicht die Strenge der Gesetze selbst beklagt, die er leider mit solcher Härte handhaben muß, wie er es gethan hat. Aber bedenke die Sache, um deren willen dieser Nazarener stirbt!"

„Und ist diese nicht unbedingt verwerflich?" sprach Clodius. „Verdient ein Lästerer der Götter, ein Verführer des Volks, nicht den Tod? Würde ein frommer Priester, wie Arbazes, darauf dringen, wenn nicht der Frevel eine so schwere Strafe geböte. Kannst du hinwegläugnen, daß selbst die Götter durch ein Wunder, durch das Schreckensgericht des Erdbebens; ihren Zorn — und der Handlungsweise des Tribunals ihren Beifall klar genug ausgedrückt haben?"

„Mein Clodius“ sprach Diomedes, indem er die Hand des Freundes ergriff und diesen sanft an sich zog; „reden wir nicht von dem Glauben dieser neuen Sekte, da wir ihn nicht geprüft haben und demnach auch nicht kennen. Doch glaube mir, man stirbt nicht mit Freudigkeit für eine schlechte Sache; wohl aber haben Schlechte schon oft die gute Sache durch Verfolgung und Unterdrückung zu vernichten gesucht. Ist Arbazes fromm? Ich kann es nicht glauben; sein Aeußeres, sein finsterer Menschenhaß, seine Gier nach dem Blut des Nazareners und sein schlechtverhehlter Grimm über die Milde des Tribunals gegen Andreas Mitgefangene flößen mir Mißtrauen gegen ihn ein. Von dem Zeugniß der Götter für Arbazes sprich nicht. Ich denke dieses Beben der Erde, es könnte auch eine Aeußerung des Zornes der Götter über das frevelhafte Gebahren des Priesters und seine grausamen Bemühungen zum Untergang der von ihm Angefeindeten sein.“

Clodius erwiederte nichts. Er huldigte stumm der geistigen Ueberlegenheit seines mit den glücklichsten Anlagen gesegneten Freundes, ohne darum dessen Ansichten zu theilen und so erreichten beide einen Platz, wo eine unter Rosenbüschen halb versteckte Rasenbank sie zum Niederlassen einlud. Hier nahmen beide Platz und überließen sich einem leise geführten Gespräch über die Angelegenheit, welche sie vorhin beschäftigt hatte. Aber bald vernahmen sie auf der entgegengesetzten Seite des Gebüsches Fußtritte und die Stimmen zweier Männer, die sich

halblaut sprechend dem Orte näherten. Bald wurde Diomedes aufmerksam und der Ton des einen der beiden Sprechenden schien ihm bekannt zu sein. Zu seinem nicht geringen Schrecken überzeugte er sich bald, daß es Arbazes, der Gefürchtete, selber sei.

Wenn man willenlos der Zeuge eines heimlichen Gesprächs, dessen Gegenstand noch überdies verbrecherischer Natur ist, sein muß; wenn man überdies Ursache hat, die absichtlos Behorchten zu fürchten; ja wenn man sogar die Unmöglichkeit einsieht, sich unbemerkt zu entfernen und demnach gezwungen ist, sich verborgen zu halten; so ist eine solche Lage gewiß nichts weniger, als beneidenswerth.

Clodius und Diomedes schlossen sich wie zwei erschreckte Rehe eng aneinander und wagten vor Furcht und Verlegenheit kaum zu athmen. Die beiden Redner standen jetzt ganz in ihrer Nähe. Nur die dichtbelaubten Rosenbüsche waren zwischen ihnen und Diomedes sah durch die stachlichten Büsche die Sandalen des Arbazes und jene seines Begleiters, eines zweiten Priesters, der ihm aber unbekannt war. Um so vollständiger vernahmen beide jedes der leisesten Worte, welche die Priester sich zuflüsterten.

„Diese Abtrünnigen zu verderben gebietet uns sowohl die Klugheit, als die Pflicht der Selbsterhaltung,“ sprach Arbazes im Tone der eifrigsten Ueberredung. „Selbst die Schrecken der Natur, so peinigend sie auch auf uns wirken, müssen wir

mit kühner Entschlossenheit zu unsern Zwecken benützen. Noch schläft das Volk, noch hängt es mit Harmlosigkeit an den süßen Träumen und glaubt an die Götter, die wir für diese Kinder an Geist als nothwendiges Schreckmittel erfunden haben, mit kindischer Furcht. Reichthum, Ehre, Macht und Einfluß sind uns gewiß, so lange es uns gelingt, das Volk in seinem frommen Wahne zu erhalten und es durch die Truggestalten, die wir ihm hinstellen, zu bändigen und zu leiten. Der Staat ist uns dankbar dafür und wird nichts thun oder dulden, was das Ansehen unserer Götter schwächen und somit unsere Macht vernichten könnte, denn er sieht in uns die festeste Stütze seiner Gewalt und die beste Bürgschaft für die Ruhe und den Gehorsam der ihm unterworfenen Völker."

„Gut, mein würdiger Freund," sprach der andere Priester, „ich beuge mich vor deiner Einsicht und gehorchte dir blind. Doch bedenke, daß die Personen, denen du jetzt durch die Beschuldigung, daß sie Anhänger der Nazarener seien, zu schaden trachtest, nicht dem geringen, sondern dem angesehensten Stande von Pompejis Einwohnern angehören. Glaubst du, daß dieses heißblütige Volk ruhig dem Sturze derer zusehen wird, die es bisher hochachtete und als seine Wohlthäter fast anbetete?

„Sie müssen fallen!" sprach Arbazes mit dumpfem Ton, in dem sich die eisernste Entschlossenheit ausprägte; „sie müssen fallen und gerade ihr Sturz wird zur Befestigung unserer Macht beitragen."

Der Priester schien zwar nichts erwiedert, aber durch eine Gebehrde seine Zweifel an dem Gelingen des ihm mitgetheilten Planes ausgedrückt zu haben, denn Arbazes fuhr fort:

„Zweifle nicht, mir stehen große Mittel zu Gebote. Das Orakel der Isis wird morgen von dem heute durch das Erdbeben geschreckten Volke zahlreich befragt werden. Du weißt, daß ich die Statue unserer Isis reden lassen kann, wie ich will und du wirst sehen, daß ich durch ein paar Worte den leicht beweglichen Sinn dieses wankelmüthigen Volkes mit Leichtigkeit nach meinen Absichten lenke. Gelingt es dann, diesem Aedilen Pansa, diesem leider nur zu ehrlichen Arm des Gesetzes, die Angeklagten in die Hände zu liefern, so ist wenigstens ihre Verbannung und die Einziehung ihres Vermögens gewiß und wenn wir klug handeln, so fällt der beste Theil desselben in die Kästen der Tempel, demnach in unsere Hand.“

Während dieser Worte hatten sich die beiden Redner mehr und mehr entfernt und die folgenden Worte erstarben in dem Rauschen der Blätter des Haines, die vom Winde geschüttelt wurden.

Diomedes sah Clodius bedeutungsvoll an und dieser erwiederte zitternd vor Schreck und Abscheu den Blick des Freundes.

„Nun Clodius, „sprach der junge Römer, „bist du jetzt über das eigentliche Wesen dieses frommen Priesters Arbazes hinreichend aufgeklärt? Hatte ich unrecht, wenn ich ihm mißtraute?“

Clodius war von Jugend an zu sehr daran gewöhnt, die Priester seiner Religion zu ehren und die Götter zu fürchten, als daß eine so plötzliche Enttäuschung nicht vernichtend auf ihn hätte wirken sollen. Er fiel seinem Freunde um den Hals und ein Strom von Thränen rann über seine jugendlichen Wangen.

Diomedes bemühte sich, die Heftigkeit seines Freundes zu beschwichtigen. Aber vergebens suchte er ihn zu beruhigen. Clodius vermochte vor Schluchzen nicht zu Wort zu kommen, so erschütternd wirkte das plötzliche Schwinden des frommen Wahnes, in dem er sich bisher so glücklich gefühlt hatte, auf ihn. Endlich faßte er sich, ergriff Diomedes bei der Hand, und, indem er ihn stürmisch mit sich fortriß, rief er laut: Ha, diese Betrüger! komm Diomedes, laß uns eilen, sie zu entlarven!"

Der Römer erschrack vor dieser Heftigkeit und fürchtete deren schlimme Folgen. Da er aber wußte, daß es jetzt gefährlich sei, mit Clodius den abscheulichen Priestern zu begegnen; so folgte er dem voraneilenden Freunde und sann angestrengt nach, was er thun könnte, um diesen von einer überfrühen unüberlegten That abzuhalten. Er war klug und besonnen genug, um einzusehen, daß Clodius durch eine unvorsichtige Entdeckung des Zwiegesprächs, dessen unfreiwillige Zeugen sie gewesen waren, nicht allein sich, sondern auch seinen Vater und alle, die mit ihm verwandt oder verbunden waren, ins Verderben stürzen würde, denn die

Macht der schlauen Priester war so groß und so wohl befestigt, daß das Zeugniß zweier Knaben gegen sie von gar keinem Belang sein konnte. Als sich daher der stürmische Clodius dem Thore näherte, bat er ihn, ihm noch Zeit zu gönnen, sich über diese Angelegenheit mit ihm zu berathen, ehe er irgend Wem von dem Gehörten etwas mittheilte. Es kostete dem besonnenen Jüngling nicht wenig Mühe, Clodius von seinem Vorhaben abzubringen, die Sache augenblicklich seinem Vater mitzutheilen. Endlich aber lenkten beide nach dem Ufer des campanischen Sees ab, wo ein freies Gefilde ihnen mehr Gelegenheit darbot, unbehorcht ihre Meinungen auszutauschen. Diomedes beschwor nun seinen Freund, mit Ueberlegung zu handeln und Niemand, als seinem Vater, die abscheulichen Plane der Priester mitzutheilen. Clodius beugte sich endlich vor dem Gewicht der Gründe, die ihm der Freund vortrug und so gelangten beide noch vor Eintritt der Mittagshitze in das gastliche Haus des Aedilen, der über das, was ihm sein Sohn und Diomedes mittheilten, nicht wenig erschrack, aber beiden die Pflicht des tiefsten Schweigens über das, was sie gehöret hatten, zur strengsten Aufgabe machte und sich dann mit großer Besorgniß in sein Amtszimmer begab, um über alles, was er gehört hatte, nachzudenken.

Die Arena von Pompeji. Diomedes und Clodius bei dem Nazarener Andreas im Gefängniß. Unterredung über das Christenthum. Arbazes belauscht sie.

Clodius und Diomedes, die es drängte, sich über die wichtigen Erfahrungen, die ihnen der heutige Tag gebracht hatte, gegenseitig auszusprechen, verließen bald nach der schon zur damaligen Zeit während der heißen Mittagsstunden üblichen Siesta das Haus, um sich in der Stadt umzusehen. Diomedes hatte Gelegenheit, die artige Bauart der Stadt zu loben. Heute kam ihm bereits alles weniger kleinlich vor, als vorgestern bei seinem Eintritte in Pompeji. Vielmehr fand er die niedrigen Häuser der campanischen Stadt nunmehr dafür auch um so bequemer und in Absicht auf die häufigen Erderschütterungen, denen diese liebliche italische Provinz leider ausgesetzt war, um so zweckmäßiger. Was aber den Luxus und die geschmackvolle Einrichtung der Wohnungen betraf; so überzeugte sich Diomedes, daß die Pompejaner in dieser Hinsicht wenigstens hinter Rom nicht zurückgeblieben waren. Zwei öffentliche Theater sorgten für die Unterhaltung des vornehmeren gebildeteren Publikums und eines jener riesenhaften Amphitheater, ein öffentlicher Cirkus, wo die blutigen Fechterspiele und Thierkämpfe die Massen des niedern Volkes ergötzten, war hier so gut, als in Rom vorhanden.

Nach diesem Amphitheater lenkten nun die beiden jungen Leute ihre Schritte hin. Ehe wir schildern, was unsere jungen Freunde dort sahen, mögen die Leser hier die Beschreibung dieses ungeheuern Bauwerkes, wie es sich dem Jahrtausend und allen Zerstörungen trotzend, in seiner colossalen Festigkeit bis auf unsere Tage erhielt, vernehmen.

„Nie waren," sagt Dr. Frd. Förster, „seine hohen Mauern ganz verschüttet worden; man hatte deshalb schon im Jahre 1749 hier Nachgrabungen gemacht; man fand sie aber zu beschwerlich und ließ die Arbeit sechzig und einige Jahre ruhen, bis endlich in den Jahren 1813 und 1814 dieses herrliche Bauwerk vollständig vom Schutte befreit wurde. Während in den andern Theatern die Sitzreihen nur einen Halbkreis einnehmen, denen gegenüber die Bühne war; so befand sich bei dem Amphitheater die Arena oder der Schauplatz für die Mordkämpfe der Gladiatoren und für die Thiergefechte in der Mitte und die Sitzreihen bildeten einen elliptischen Kreis. Die längere Achse dieser Ellipse mißt unten in der Arena 208 Fuß; der Umfang derselben beträgt über 400 Fuß. Gegen den Anlauf der wilden Thiere war die unterste Sitzreihe durch eine mit Gemälden verzierte Vormauer (podium) geschützt, auf welcher zu noch mehr Schutz metallene Netze- und Metallwalzen angebracht waren. Ueberraschend großartig ist der Eindruck, wenn man durch das nördliche Hauptportal eintritt und sich im

weiten Umkreise von den vier und dreißig aufwärts steigenden Sitzreihen umgeben sieht, welche gegen 20,000 Zuschauer faßten."

„Unter den Sitzreihen läuft ein elliptischer Gang, aus welchem sechs Doppeltreppen zu den verschiedenen Sitzreihen führen und zwar vier breitere zu dem zweiten und zwei schmalere zu dem ersten Range. Der erste Rang (cavea prima) ist von der Arena durch die Schutzmauer, von dem zweiten Range durch einen nur drei Palmen hohen Aufbau getrennt und erhält durch vier schmale Quermauern und durch die Giebel der Portale sechs Abtheilungen, von denen die, welche zu beiden Seiten der Portale zunächst liegen, fünf, die beiden in der Mitte nur vier Sitzstufen haben, welche breit genug sind, daß die Stühle der Vornehmen darauf Platz hatten."

„Der zweite Rang enthält zwölf Sitzreihen und ist von dem dritten Range ebenfalls durch einen kleinen Aufbau von zwei Palmen Höhe abgesondert."

„Der dritte Rang wird durch die oberste Einfassungsmauer begrenzt und enthält sechzehn Sitzreihen. Die höchste Sitzreihe dieses Ranges hat 400 Schritt. Zwischen den höheren Stufen zum Sitzen liegen zwanzig Treppen von niederen Stufen zum Hinauf- und Herabsteigen. Durch diese Treppen sind der zweite und dritte Rang in ein und zwanzig keilförmige Abtheilungen geschieden. Für schnelles Räumen des Amphitheaters war dadurch gesorgt, daß es außer den Hauptportalen

noch vierzig Ausgänge gab, so daß jede Sitzreihe einen oder mehrere Ausgänge hatte."

„Auf der Mauer, welche den dritten Rang umbordet, ist, wie ein zweites Stockwerk, ein vierter Rang aufgebaut mit einzelnen Abtheilungen von fünf Palmen Länge und sieben Palmen Breite, die wir mit unseren Gallerielogen vergleichen können. Wahrscheinlich hatte die zunehmende Bevölkerung diesen Anbau nöthig gemacht, zu welchem später auch noch eine zweite Gallerie oder Corridor, das Paradies der alten Theater, hinzu kam. Befindet man sich auf der zweiten Gallerie, so tritt man durch Eingänge von derselben in die nach der Arena zu ganz offenen Logen der ersten Gallerie ein. Nicht jede Loge hat ihren besondern Eingang, sondern je zwei Logen mit Eingängen schließen immer zwei andere ohne Eingänge zwischen sich ein. Zu noch mehr Bequemlichkeit läuft vor den Logen ein breiter Bord (wie vor unsern Logen in einigen Theatern der Balkon) umher, von welchem aus man in die obersten Abtheilungen gelangen kann. In dem vierten und fünften Range (den beiden Gallerien) gab es keine Stufen zum Sitzen; man mußte stehen oder sich einen Sessel mitbringen."

„Mit großer Besonnenheit und Ueberlegung sind die Treppen zu den verschiedenen Sitzreihen angelegt. Zur Gallerie führen besondere Treppen, die sich innerhalb der Umfangsmauer befinden."

„Nach der Berechnung von Kephalides hatten auf den drei und dreißig Sitzreihen des ersten,

zweiten und dritten Ranges 14,850 Personen Platz. In dem vierten und fünften Range, in denen die Zuschauer größtentheils standen, war Raum für 3600 Personen, so daß das Amphitheater 18,450 Zuschauer faßte."

Ein majestätisches Portal, vor welchem eine Schildwache mit martialischem Schritt auf- und abging, führte in die Arena des Amphitheaters. Zu beiden Seiten des Portals lagen die Wohnzimmer des Aufsehers über dieses öffentliche Gebäude und die Wachtstuben des Militärs. Ein langer gewölbter Gang, in welchem sich die Ausgänge mehrerer Treppen zeigten, lief vom Portal zur Arena hin, bei deren Eingang er durch ein festes eisenbeschlagenes Thor verschlossen werden konnte. Dieses Thor war jetzt offen und unsere beiden jungen Freunde bemerkten Arbeiter, welche auf Wagen feinen grauen Sand nach der Arena brachten, um deren Boden damit zu überziehen und zu ebnen.

Nachdem Diomedes einen flüchtigen Blick auf die unendlichen Reihen von Sitzen, die sich rings um die elliptische Arena zogen, geworfen hatte, wurde er und Clodius von dem Hausmeister des nahe liegenden Gefängnisses begrüßt, welcher aus Neugierde den jungen Leuten, die er an seiner Wohnung hatte vorüber gehen sehen, gefolgt war. Der Hausmeister kannte Clodius sehr wohl und da er eigentlich ein Untergebener des Aedilen war, so lag ihm daran, sich dem Sohne desselben dienstbar und gefällig zu bezeigen. Clodius erwie-

derte seinen Gruß freundlich und bat ihn um die Gefälligkeit, ihm und seinem Freunde die wilden Thiere zu zeigen, welche zum Gebrauch für die Kampfspiele in der Arena gehalten wurden. Der Hausmeister, dem die Versorgung dieser Bestien, wie die Verwahrung der Gefangenen oblag, nahm einen Schlüsselbund, der an seinem Gürtel hing und ging voran, nachdem er sich bereit erklärt hatte, den Wunsch des Clodius zu erfüllen. Eine Thüre im Gange öffnete sich; sie führte zu einer Art von Gallerie, in der sich verschiedene mit metallenen Gittern versehene Zellen zeigten. Hier irrten rastlos ein paar Löwen umher; eine Hyäne stieß beim Anblick unserer Freunde ihr widerliches Geheul aus und in einer abgesonderten Zelle lagerte ein prächtig gestreiftes Tigerthier, welches die vor ihm stehenden ruhig, aber mit gierigen Blicken, betrachtete. Allein unsere beiden Freunde hatten ihren Wunsch, die wilden Thiere zu sehen, nur als Vorwand gebraucht; mit ihrer eigentlichen Absicht, bei dem gefangenen Christen einen Besuch zu machen, rückten sie erst jetzt heraus. Der Hausmeister erklärte sich auch dazu bereit und ging sogleich voran, um Diomedes und Clodius zu demselben zu führen.

Andreas befand sich in einem Gemach des Gefängnisses, zu welchem man durch die Wohnung des Hausmeisters gelangte. Man betrachtete ihn als einen Verurtheilten und als solcher genoß er wenigstens die Gunst, gut verpflegt zu werden. Sein Gemach war freilich stark vergittert und durch

eine mit festen Riegeln versehene Thüre verwahrt; aber sonst war alles bei ihm ziemlich behaglich; ja es waren sogar einige Stühle vorhanden, damit sich die Besucher setzen könnten. Als der Kerkermeister die jungen Leute bei Andreas eingelassen hatte, entfernte er sich und rieth nur der im Vorzimmer befindlichen Wache, auf den Gefangenen Acht zu haben.

Andreas war nicht wenig überrascht durch den Besuch der jungen Leute, die schüchtern bei ihm eintraten; doch erwiederte er ihren Gruß ohne Groll und Verlegenheit und sprach:

„Friede sei mit Euch, meine Söhne.“

„Du bietest uns den Frieden,“ entgegnete Diomedes, „und doch sind wir Kinder jenes Volkes, welches das Deinige so grausam verfolgt, ja von dem du selbst in den Tod gestürzt wirst?“

„Mein Sohn“, entgegnete der Christ mild, „du sprichst die Wahrheit; doch glaube mir, ich hasse weder dein verblendetes Volk, noch diejenigen, welche mich, wie du sagst in den Tod stürzten.“

„Das ist eine erhabene Gesinnung“ erwiederte Diomedes,“ und um dieser deiner Sinnesart willen wünschte ich von Herzen, daß du gerettet werden könntest. Allein wie wäre dieses möglich?“

„Meine Gesinnung rühmest du?“ sagte Andreas. „Nicht nenne es Gesinnung, was mir die Freudigkeit gibt, zu sterben, ohne die zu hassen, welche mich tödten werden. Mein Sohn, dem Tod

fest ins Auge sehen — diesen Muth gibt uns allein nur der Glaube, die Religion, und die meinige, das Christenthum, besitzt eben allein diese Eigenschaft."

„Was lehrt dich Dein Glaube?" fragte Diomedes. „Enden wir mit dem Tode, oder leben wir fort, auch wenn der Leib stirbt? Gibt es einen Olymp und einen Orkus, oder sind die Versicherungen der Priester, welche uns das Eine hoffen, das Andere fürchten lehren, nur hohle Hirngespinnste?

Andreas trug Stühle herbei und lud seine Gäste ein, sich zu ihm zu setzen. Dann nach kurzem Schweigen begann er feierlich:

„Sohn, ich weiß, daß ich nach kurzer Zeit sterben soll; ich meine auch, daß ich sterben werde. Der Augenblick des Scheidens und die Art und Weise, auf welche dieser mein gebrechlicher Leib zerstört werden soll, flößen mir Schauder ein. Doch vermag Niemand in die Zukunft zu blicken und wenn es Gott will, so werden mir die reißenden Bestien, welchen ich vorgeworfen werde, so wenig etwas zu leide thun, als die Löwen einst Daniel, dem Propheten. Ich fürchte also nur den Augenblick des Scheidens; mein Leib schaudert nur vor den Schmerzen des letzten Kampfes. Aber der Tod ist mir nicht fürchterlich, er ist mir ein freundlicher Führer in das Land der Verheißung; er vereinigt mich mit Gott, meinem Heilande, mit allen Gläubigen, die mir vorangegangen sind. Hier kämpfe

ich mit allen Bürden des Lebens, am meisten mit mir selbst und wenn ich mich auch aufringen möchte zu höherer Vollkommenheit, so zieht mich dieser gebrechliche sündhafte Leib wieder herab zur Erde, zur Welt, die ich verachte, von der ich mich aber nicht zu lösen vermag. Wohl fühle ich, deß ich eine Prüfung — im Ganzen weder von großer Dauer noch von hohem Belang — zu bestehen habe; aber wer vermöchte es mir zu verdenken, wenn ich mich danach sehne, aus diesem Zustande der Ungewißheit und der Unvollkommenheit in einen vollkommneren überzugehen? Dort im Himmel reizt mich und lockt mich nichts mehr zur Sünde; dort habe ich ein Leben ohne Ende vor mir, der Tod ist überwunden, die Leiden dieser Welt sind vergessen, wie man einen schweren Traum vergißt über dem schönen Erwachen zu neuem Leben. Hier sehe ich nichts als Trauer, Elend, Bosheit, Irrthum, finstern Wahn, Priestertrug, einen Zustand ohne Hoffnung, ohne fröhliche Aussicht; hier wiederspricht alles meiner Ueberzeugung, meinen Wünschen und Erwartungen. Ich sehe den Menschen hintaumeln unter der Last von Dingen, die er für Genüsse hält, die aber nichts Anderes sind, als Ketten, für die lüsternen Sterblichen geschmiedet von dem Satan, um sie fester an sich zu fesseln und da ich es versuchte, sie zu sprengen, da ich ihnen ein Befreier sein will, tödten mich des Satans Sclaven in finsterm Wahn, und meinen, damit ihren Göttern

ein wohlgefälliges Werk darzubringen. Sagt selbst, meine Söhne, kann mir der Tod furchtbar sein?

„Ich glaube dich zu begreifen," sprach Diomedes, „aber woher hast du diese Ueberzeugung? Was verbürgt dir ihre Wahrheit?"

„Der Glaube, mein Sohn," sagte der Christ.

„Der Glaube?" sagte Diomedes zweifelnd, „meinest du, ich glaube mit weniger Festigkeit an meine Götter, als du an die Deinen? Kann dein Glaube so große Dinge an dir selbst wirken, so muß es der meinige auch. So käme es also nur darauf an, je mehr und fester man glaubte?"

Der Christ lächelte; endlich sprach er: „Hast du schon Jemand sterben sehen?"

Diomedes bejahte durch eine wegwerfende Gebehrde und zeigte auf Andreas, als wollte er sagen: Hätte ich nicht, so würde ich binnen wenigen Tagen Gelegenheit dazu haben.

Das Grausame dieser Gebehrde entging Clodius nicht und er sagte voll Mitleid: „Diomedes, du höhnest einen Sterbenden?"

Andreas lächelte schmerzlich und sprach, indem er einen dankbaren Blick auf Clodius warf: „Wenn du Zeuge warst von der Todesangst, wenn du gesehen hast, wie das Auge der Sterbenden verzweiflungsvoll hieher und dahin irrt, wie sie sich noch mit der letzten Kraft an dieses elende Dasein klammern und die eitle Hoffnung, daß es vielleicht doch nicht zu Ende gehe, erst mit dem letzten Athemzuge ausröcheln, dann, mein Sohn, hast du das Bild

eines Sterbenden, der ohne Glauben endet. Und nun, ist dein Glaube so fest, daß du, wenn du in meiner Lage wärest, nicht ein ähnliches Bild darbötest?"

Diomedes erbleichte und sagte: „Vergib, Vater, ich wollte dich nicht kränken!"

„Höre nun," fuhr der Christ fort, „wie unser Heiland starb" und er erzählte die merkwürdigen letzten Augenblicke des Erlösers mit schlichter Einfalt. „So starb Christus, mein Sohn," schloß er, „so stirbt der Christ und was erhebt ihn so hoch über die Schauer des letzten Augenblicks, daß er wie im Triumph darüber hinwegschreitet, ein Bild des siegreichen Streiters, der Tod und Hölle überwunden hat?" —

„Das ist der Christen Glaube" fuhr er fort, da Niemand antwortete; „lerne ihn kennen, schätzen, überzeuge dich davon durch die Kraft des heiligen Geistes, der auch an dir sich wirksam bezeigen wird, wenn du nur dem Rufe folgst, die jetzt durch mich an dich ergeht. „Ja" rief Andreas voll heiligen Eifers, „du bist schon unter dem Einfluß des Göttlichen, der Geist hat dich her in die diese schaudervollen Gemächer geführt, die so viele Seufzer widerhallen machten, die aber jetzt ein Tempel geworden sind. Ich kenne dich nicht, aber ich weiß, daß du dich nach dem Herrn sehnest, daß der Herr sich an dir bewähren will. Du wirst ein Rüstzeug werden dem Herrn und wenn ich hinweg gerufen werde, so erweckt Er sich in dir ein neues Werkzeug zur Verbreitung seines Glaubens, einen neuen Bekenner!"

Diomedes sank in die Knie und sprach weinend

vor Wehmuth und Freude: „Du irrst nicht, mein Vater, ich glaube, daß unser Herr Jesus Christus, Gottes Sohn, in die Welt gekommen ist, um die Sünder selig zu machen, und nur, um auch diesen theuren Freund — er zeigte auf Clodius — einen Christen kennen und schätzen zu lehren, nur deshalb habe ich mich dir so lange verborgen.“

Andreas legte die Hand auf das Haupt des Jünglings und sein Mund lispelte Segenswünsche, während die Thränen über sein ehrwürdiges Antlitz gleich Perlen herabrollten. Endlich sprach er: „Und was ists mit ihm? Will er Christum kennen und lieben lernen?“

Diomedes antwortete, während Clodius neben ihm knieete: „Er hat sich von dem Trug der Heidenpriester überzeugt. Wie ein Schatten ist der Wahn, in dem er erzogen worden, geflohen und sein Herz ist jetzt leer, wie ein Feld, das durch und durch umgearbeitet, des Säemanns harrt, daß er guten Samen hineinstreue. Sprich Clodius Pansa, willst du Jesum Christum kennen lernen?“

„Ich will und hoffe es;“ antwortete der Angeredete erschüttert.

„Wie nanntest du ihn?“ fragte Andreas.

„Es ist Clodius Pansa, der Sohn des Aedilen, der dich heute zum Tode verurtheilt hat;“ antwortete Diomedes.

Clodius erschrack, aber er fühlte die Hand des Christen, die auf seinem Haupte zitterte und der jetzt den Segen des Himmels auf ihn herabrief.

„Heil mir, daß ich den Sohn meines Feindes segnen kann. Lebe, lebe lange und beglückt, lebe, ein Christ und genieße einst die Freuden der ewigen Seligkeit!“ So schloß der edle Dulder. Dann aber sprach er: „Erhebt Euch Kinder und entfernt jetzt jede Spur der Aufregung dieses Augenblicks aus eurem Antlitze. Nicht zu lange dürfen wir beisammen bleiben; man darf nicht ahnen, was uns hier vereinte, um eurer Willen nicht und — auch um meinetwillen, denn es ist mein letzter Trost, daß es mir vergönnt ist, euch die Gaben mitzutheilen, welche ich empfangen habe. Und nun: geht, der Herr sei mit Euch!“

Mit diesen Worten bemühte er sich ängstlich, die jungen Leute zur Eile anzutreiben. Diese säumten auch nicht, sondern verließen das Gemach und traten in das Vorzimmer, wo die Diener des Hausmeisters und einige Soldaten sich beim Würfelspiel gütlich thaten. Sie betrachteten flüchtig die jungen Leute, dann öffnete einer die Thüre des Kerkers, den Andreas bewohnte und nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Gefangene allein sei, schloß er die Zelle wieder, indem er gleichgiltig die schweren Riegel verschob.

Diomedes und sein Freund verließen halb betäubt das Gefängniß und schlugen den Weg nach Clodius älterlichem Hause ein. Sie glaubten sich unbemerkt; aber hinter einer Säule des der Arena zunächst gelegenen Tempels des Merkur trat eine finstere Ge-

stalt hervor, die des Arbazes, der den Wegeilenden mit seinen Augen folgte und zu sich selbst sagte:

„Was hatten diese Jünglinge, was hatte besonders dieser junge Römer mit dem kühnen Blicke in dem Kerker zu schaffen? Ich hasse diesen Knaben um seiner Augen willen! Oder warum hasse ich ihn sonst? — Wohlan, Kerkermeister, zur Stunde sollst du mir sagen, zu welchem Zwecke diese Jünglinge die gefürchteten Mauern, wo du waltest, betraten!“ — Mit diesen Worten verschwand der Egypter in dem Thore des Gefängnisses.

Arbazes und der Kerkermeister. Der Isispriester legt Pansa und den Seinen eine Falle, in die sie arglos gehen.

Am folgenden Tage verließ der Aedil Pansa frühe sein Haus und schlug mit langsamen wankenden Schritten den Weg nach dem Gefängnisse ein. Der Gefangenwärter erschrack, als er die gebietende Gestalt seines Herrn erblickte und war noch mehr überrascht, als dieser befahl, ihm den Kerker des verurtheilten Christen zu öffnen. Kopfschüttelnd ging er voran, ließ den Aedilen bei Andreas ein, horchte dann an der Pforte, konnte jedoch nichts von dem Gespräche verstehen und ging dann langsam im Gemach auf und ab. Das Gespräch der beiden Männer, des Aedilen und des Gefangenen, währte fast zwei Stunden. Endlich trat der Aedil heraus, und

befahl dem Kerkermeister, den Gefangenen nicht nur wohl zu halten, sondern er zog auch seinen Beutel vom Gürtel und gab ihm einige Goldstücke, um diesem Befehl mehr Nachdruck zu geben. Hierauf schlug er den Weg nach dem Forum ein. Wenige Schritte vom Gefängnisse traf er mit mehreren Freunden zusammen, welche Fragen über das in den nächsten Tagen stattfindende Kampfspiel an ihn richteten. Der Aedil, sonst ein Freund und Beförderer solcher Volksbelustigungen, äußerte hierauf zur größten Ueberraschung der Fragenden:

„Ists jetzt Zeit zu Kampfspielen, Freunde? Denken wir zunächst daran, die Gottheit zu versöhnen; sie zürnet!"

Mit diesen düstern, räthselhaften Worten eilte der Aedil von dannen, und ließ seine überraschten Freunde stehen. Diese sahen ihm mit einer Verwunderung und Entrüstung nach, welche schwer zu beschreiben ist. Endlich machte Einer davon seinem Unmuthe durch folgende Worte Luft:

„Ha, ist das Pansa?"

„Nein, es ist der Schatten eines ascetischen Schwärmers, sagte der Andere."

„Ein Narr!" höhnete ein Dritter. „Das Kampfspiel soll nicht stattfinden, weil die Götter zürnen! Wer hörte je solche Behauptungen aus dem Munde eines Menschen von gesundem Verstande?"

„Eines Aedilen?" sagte der Erste.

„Auf, Freunde, laßt uns diese Nachricht ver-

breiten. Will die ganze Stadt, daß das Kampfspiel stattfinde, so wird dieser Narr Pansa es schwerlich wagen, der Sache Hindernisse in den Weg zu legen. Also fort nach dem Forum!"

In einer Stunde war die überraschende Nachricht in der ganzen Stadt verbreitet und das regsame Volk von Pompeji gerieth in jene dumpfe Gährung, welche hier nicht selten den Aufruhr anzeigt und ihm vorangeht.

Noch stand der überraschte Gefangenwärter im Vorgemach des Gefängnisses des Andreas und wog bedenklich die Goldstücke in der Hand, welche ihm der Aedil gegeben hatte; da erschien wie ein Gespenst Arbazes vor ihm und sagte, indem er auf die flache mit Goldstücken belegte Hand des Kerkermeisters deutete, mit strenger befehlender Stimme:

„Unglücklicher, du lässest dich bestechen? Zur Stunde gestehe, wer dich mit diesem Gelde versah, und zu welchem Zwecke es geschehen ist."

Der Kerkermeister, der schon am vorigen Tage ein ähnliches scharfes Verhör bestanden hatte und von dem Priester durch fürchterliche Drohungen zum Bekenntniß gezwungen worden war, daß Diomedes und Clodius einen Besuch bei dem Gefangenen Andreas gemacht hatten, erschrack nicht wenig darüber, daß Arbazes ihn abermals fragte und, weil er es weder mit dem Isispriester, noch weniger aber mit seinem Vorgesetzten zu verderben wagte, so entschloß er sich, unter keiner Bedingung zu reden. Aber Arbazes war nicht der Mann, sich durch eine so un=

geschickte Weigerung von seiner Absicht abbringen zu lassen. Mit dumpfem Tone sprach er:

„Abtrünniger Knecht, du wagst es, dich zu weigern, mir Den zu nennen, der dir dieses Gold gegeben? Meinest du vielleicht, daß ich erst Deiner bedürfe, um ihn kennen zu lernen? Es ist der Aedil Pansa, von dem du diese Goldstücke hast und er bestach dich, damit du dem Nazarener bei seiner Flucht aus dem Gefängniß kein Hinderniß in den Weg legen möchtest. Schweige!" — herrschte er dem Kerkermeister zu, der durch klägliche Geberden seine Unschuld zu betheuern suchte; „schweige! Läugne nicht, was klar genug am Tage liegt. Du bist das willenlose Werkzeug in der Hand dieses verbrecherischen Beamten, dieses heimlichen Nazareners und mit ihm werde ich auch dich ins Verderben stürzen, bekennst du nicht sofort alles, was du weißt!"

Diese Drohung wirkte. Der Kerkermeister sank vernichtet in die Kniee und bekannte alles, was er gesehen und was der Aedil zu ihm gesagt hatte. Dieses war freilich wenig; aber der scharfblickende Priester hatte bereits errathen, daß der Aedil, sein Sohn und der junge Römer mit dem Verurtheilten in einem geheimen Einverständniß waren. Nun hatte er Gewißheit und es fehlte nur der Beweis. Arbazes sann einen Augenblick nach; er brütete über einem teuflischen Plan. Konnten Pansa und die beiden Jünglinge bei dem Gefangenen belauscht und überrascht werden, so war ihr Untergang sicher.

Nach kurzem Nachsinnen hatte er seine Entschlüsse gefaßt und nun sprach er:

„Nichts hindert mich, dich augenblicklich in die Hand der Gerechtigkeit zu liefern. Doch ich will deiner schonen und — selbst eine reiche Belohnung soll dir zu Theil werden, wenn du meinen Willen vollführst. Gibt es im Gefängniß ein Gemach, in welchem man Gefangene unbemerkt belauschen kann?"

Der Kerkermeister athmete auf und sagte: „Ja, ein solches ist vorhanden."

„Wohlan, führe den gefangenen Nazarener dahin und laß bei ihm ein, wer ihn zu sprechen wünscht. Bei deinem Leben aber hüte dich, mich zu verrathen. Ich werde von nun an Tag und Nacht im Tempel des Merkur zu treffen sein. Sobald Jemand sich zu dem Nazarener begibt, lässest du mich benachrichtigen und führst mich an den Ort, wo ich die Unterredung des Gefangenen mit seinen Besuchern belauschen kann." Arbazes griff nach seinem wohlgefüllten Beutel und ließ ihn in die Hand des Kerkermeisters gleiten, indem er sprach: „Nimm Dieses einstweilen und es wird von deiner Bereitwilligkeit, mir zu dienen, abhängen, ob sich diese Gabe verzehnfacht, oder nicht. Ueberdies aber erwartet dich der Lohn der Götter, deren Verächter durch dich ihrer verdienten Strafe überliefert werden sollen."

Mit diesen Worten wendete er dem Staunenden den Rücken und ging geräuschlos davon, um sich in den genannten Tempel zu begeben, ein Ti-

ger, der sich in den Hinterhalt legt, die harmlosen Geschöpfe des Waldes zu belauern. Auf seinen Befehl eilten die Tempeldiener, drei der angesehensten Männer von Pompeji herbeizuholen, den Quästor Glaukus, den Senator Salust und den Priester des Jupiter, Lepidus. Nach kurzer Frist erschienen diese drei Männer voll Neugierde, was wohl den gefürchteten Priester der Isis veranlassen möchte, sie zu sich zu rufen.

Arbazes begrüßte sie mit ruhiger Würde und führte sie in ein abgelegenes Gemach des Tempels, dessen Thüre er hinter sich verschloß. Dann als seine Freunde ihm gegenüber auf Stühlen Platz genommen hatten, sprach er im Tone des gewöhnlichen Gesprächs:

„Nichts Neues? Was spricht man in der Stadt von den bevorstehenden Festlichkeiten in der Arena?"

Salust, einer von denen, welchen vor kurzer Zeit erst Pansa zu ihrer größten Ueberraschung das Nichtstattfinden der Kampfspiele angekündigt hatte, rief voll Entrüstung aus:

„Festlichkeiten? So eben kündet mir dieser Pansa, dieser unausstehliche Fanatiker, an, daß alles eingestellt werden würde. Er sagte: Jetzt sei keine Zeit zu Spielen und Unterhaltungen; denn der Zorn der Götter laste auf Pompeji."

Arbazes und der Priester Lepidus sahen sich überrascht an und der Quästor Glaukus brach in einen lauten Ruf der Ueberraschung aus. Arbazes lächelte spöttisch und sprach:

„Sagte er dieses? Nun wohl, hast du ihn auch gefragt, weshalb die Götter zürnen?“

„Beim Jupiter, daran dachte ich nicht!“ rief der gereizte Salust; „doch ist dieser Fehler zu verbessern, denn wenn mich Jemand hierüber belehren kann, so bist du es, würdiger Arbazes und du, würdiger Freund Lepidus.“

„Glaube das nicht, Salust,“ sagte Arbazes mit feiner Betonung, „Pansa ist hierin besser unterrichtet, als ich, oder er empfindet eine lebhaftere Ahnung von dem Zorn der Götter, als selbst ihre Priester.“

„Wahrhaftig?“ rief Salus erstaunt, „sprächest du nicht im Ernst, so müßte ich lachen!“

„Lache nicht, Freund, Pansa empfindet den Zorn der Götter wirklich und ich glaube, daß er ihn verdient. Doch zur Sache! Mit der Gefangennahme der Nazarener ist der Hyder nur ein Haupt abgeschlagen. Ich habe aber jetzt den rechten Kopf der lernäischen Schlange entdeckt und wer glaubt ihr wohl, Freunde, daß dieses Hyderhaupt sei?“

Die drei Männer saßen voll stummer Erwartung und warteten ängstlich auf die Lösung dieses Räthsels. Arbazes fuhr fort:

„Es ist schrecklich, wenn das Volk, das leichtsinnige, bethörte, die Rache der Götter durch seine Frevel aufreizt. Aber furchtbar ist es, wenn selbst die berufene Diener der Nemesis, die vornehmsten obrigkeitlichen Personen, den Gesetzen der Götter

und der Ordnung des Staates durch Untreue Hohn sprechen. Dieses Frevels klage ich den Aedilen Pansa an; ich werde ihn, den Heuchler, entlarven. Da ich aber als Ankläger hiezu der Zeugen bedarf, so habe ich Euch, ihr Freunde, rufen lassen. Ich werde Euch an einen Ort führen, wo ihr Gelegenheit haben werdet, diesen Verräther in seiner ganzen Abscheulichkeit kennen zu lernen."

Die Ueberraschung der drei Pompejaner ist schwer zu begreifen. Wortlos sahen sie einander an und Keiner vermochte es, Arbazes etwas zu erwiedern. Pansa war durch seine unpartheiische Amtsführung, durch seinen edlen Charakter, durch den Adel seiner Familie, durch die weitverzweigte Verwandtschaft mit den angesehensten Familien der Stadt und durch seinen Reichthum so angesehen, sein Ruf war so tadellos und fest begründet, daß Keiner von den Dreien geneigt war, Arbazes Glauben zu schenken. Dieser war aber auf solche Gefühle seiner Genossen zu wohl vorbereitet, als daß er sich durch dieses Staunen hätte irre machen lassen. Er nahm deßhalb das Wort nach kurzem Schweigen wieder auf und fuhr fort:

„Ich ehre Eure Empfindungen; ich war nicht weniger betroffen, ja entsetzt, als ihr, meine Freunde; ich konnte und wollte nicht an Pansas Schuld glauben, bis ich die überzeugendsten Beweise gegen ihn in die Hände bekäme und gegen meine Neigung daran glauben mußte. Ich muthe euch deshalb auch nicht zu, daß ihr mir glauben sollt. Aber ich fordere

Euch auf, mir, sobald ich euch rufen lassen werde, an einen Ort zu folgen, wo Ihr unbemerkt Zeugen von des Aedilen Schuld sein könnt. Findet Ihr ihn dann schuldig, seid Ihr von seinem verbrecherischen Treiben überzeugt, dann werdet, dann müßt Ihr gegen ihn Zeugniß ablegen und ihr seid es um so mehr zu thun schuldig, damit nicht das Verderben in seiner ganzen Größe über unsere unglückliche Stadt hereinbreche."

„Ihr Götter, was werde ich hören!" rief der entsetzte Quästor, der durch sein Amt fast täglich mit dem Aedilen in Berührung kam.

„Du rufst die Götter an," sprach Arbazes zu dem bleichen Glaukus, „Pansa aber läugnet sie hinweg."

„Welch' ein Frevel! Gibt es einen größern Verehrer der Götter, als Pansa? Wer opfert ihnen reicher, als Er?"

„Und dennoch ist er ein Atheist, ein Nazarener!" rief Arbazes mit einer Donnerstimme.

„Unmöglich!" riefen alle Drei.

„Pansa ist ein heimlicher Nazarener und in diesem Augenblick beschäftigt, dem verurtheilten Nazarener, der in der Arena den Bestien vorgeworfen werden soll, zur Flucht zu verhelfen. Er hat zu diesem Ende bereits den Kerkermeister bestochen und ich habe dieses Verbrechen nicht nur entdeckt, sondern der Kerkermeister hat mir sogar eingestanden, daß ihm Pansa, nachdem er so eben zwei Stunden bei dem Gefangenen zugebracht hatte, vier Goldstücke

in die Hand gedrückt und ihm gute Behandlung des Gefangenen anbefohlen. Noch mehr: Pansa's Sohn Clodius ist bereits von dem Gift des Nazarenismus angesteckt und selbst ein Gastfreund von ihm, Diomedes, ein junger Römer von vornehmer Abkunft, der Sohn des römischen Senators Diomedes Antenor, wurde von dem Abscheulichen verführt."

Entrüstung und Zorn malten sich nun auf den Gesichtern der drei Pompejaner. Endlich sagte Salust: „Verzeihe, ehrwürdiger Freund, ich kann deinen Behauptungen nicht eher vollen Glauben schenken, bis ich mich selbst von der Wahrheit derselben überzeugt habe."

„Dieses sollst du, sobald sich die Gelegenheit dazu darbietet," entgegnete Arbazes mit verhaltener innerer Wuth. „Der verurtheilte Nazarener wurde auf meine Veranlassung in ein anderes Gemach gebracht, welches so eingerichtet ist, daß man die darin Befindlichen unbemerkt sehen und alles was sie reden und thun, belauschen kann. Dahin will ich Euch führen, wenn der Aedil sich wieder zu dem Gefangenen begibt und dann mögt ihr urtheilen, mit wie viel oder wie wenig Grund ich ihn des Nazarenismus beschuldige."

In diesem Augenblicke klopfte ein Diener an die verschlossene Pforte. Arbazes öffnete und sah einen Knecht des Kerkermeisters neben dem ihn führenden Tempeldiener. Der Knecht sagte so laut, daß es die im Gemach Befindlichen wohl verstehen konnten:

„Mein Herr benachrichtigt dich, o ehrwürdiger Priester, daß der Gefangene so eben Besuch von jenen Personen erhalten hat, die du kennen zu lernen wünschest. Folge mir, wenn es dir gefällt.“

„Sogleich!“ sagte Arbazes. Dann schloß er die Pforte wieder und sprach:

„Der Augenblick der Entscheidung ist da. Auf, laßt uns gehen, um die Verbrecher zu entschleiern.“

Diomedes trifft Anstalten zur Rettung seiner Freunde. Arbazes überrascht und warnt Diomedes.

Je kühner und menschenfeindlicher der abscheuliche Priester handelte, je verwerflicher seine Absichten waren und je schlauer er seine Pläne anlegte, um seine Zwecke zu erreichen; um so mehr schienen dieselben mit Gelingen belohnt zu werden. Wie ein nächtlicher Dämon Verderben und Unglück brütend über harmlose Menschen wacht und mit eiserner Geduld den Augenblick erwartet, um sie zu verderben; so sann Arbazes unaufhörlich darauf, durch den Untergang vornehmer Familien seinen Einfluß zu erhöhen und die Schätze der Tempel durch die für seine Zwecke in Thätigkeit gesetzte Obrigkeit zu bereichern.

Auch der Aedil Pansa und seine Angehörigen waren jetzt durch ihn gestürzt worden und die Wände des Gefangnisses widerhallten von den Seufzern dieser Unglücklichen, die mit Schrecken den Abgrund erkannten, in den sie der furchtbare Priester der

Isis gestürzt. Arbazes hatte sie mit den von ihm als Zeugen gerufenen Männern bei ihrer Unterredung mit Andreas belauscht, überrascht und zwar bei einer Handlung, welche keinem Zweifel mehr Raum ließ, daß sie wirklich sich zum Christenthume bekannten. Die unmittelbare Folge davon war ihre Verhaftung und der entsetzte Aedil erkannte, daß hiemit ein fester Grund zu seiner unwiderruflichen Verurtheilung gelegt sei.

Die Nachricht von der Gefangennahme des Aedils und die Kunde von den ihm und den Seinen zur Last gelegten Verbrechen erregte in der Stadt ein unbeschreibliches Aufsehen. Aber die gesammte Priesterschaft sorgte dafür, daß durch übertriebene Schilderungen des von Pansa begangenen Frevels das Mitleid des Volkes unterdrückt wurde. Man benützte dazu geschickt das jüngste Erdbeben und andere drohende Naturereignisse, welche in der letzten Zeit sich zugetragen hatten, um das leichtgläubige Volk zu bethören und ihm den Zorn der Götter vorzufabeln, der — eine Folge der nazarenischen Frevel — nicht enden würde, bis auch das letzte Haupt dieser gottesläugnerischen Sekte dem strafenden Arm der Obrigkeit erliegen würde. So steuerte Arbazes sein Schiff hin durch die wogenden Fluthen der Zeit zum Hafen, ein sicherer Schiffer. Schon sah er das Ziel von Ferne glänzen — aber das untreue Element, dem er sich anvertraut hatte, barg in seinem Schooße eine furchtbare Gefahr,

die den Steuermann sammt seinem Fahrzeug zu verschlingen drohte.

Durch einen Zufall abgehalten, war Diomedes nicht mit Clodius und dessen Vater nach dem Ge-Gefängnisse gegangen. Seit drei Tagen hatte er noch nicht nach seinen treuen Schiffern, die mit ihrem wohlgerüsteten obschon kleinen Fahrzeuge im Hafen vor Anker lagen, gesehen, und er hatte die kurze Abwesenheit des Aedils und seines Sohnes benützt, um die treuen Sclaven zu besuchen. Aber welch ein Entsetzen, als er von dem Schiffsführer begleitet, in das stattliche Haus Pansas zurückkehrte! Die Gattin und Tochter des Aedils hatten so eben die Verhaftung der Ihrigen und das Verbrechen, dessen sie durch Zeugen überwiesen waren, erfahren. Unfähig, die Last solcher Ereignisse zu ertragen, warf sie der Schlag auf das Siechbette und Diomedes erfuhr nur allmählig von den entsetzten Sclaven einige nähere Andeutungen über das Unglück, welches die Familie betroffen hatte. Er ahnete unwillkürlich, daß dabei jener gräßliche Priester Arbazes die Hand im Spiele hätte und hatte bald genug Gelegenheit, sich von der Richtigkeit seiner Vermuthung zu überzeugen.

Was war nun zu thun? Diese Frage legte sich der entschlossene Jüngling vor mit dem festen Vorsatz, alles, selbst sein Leben, für die Rettung seiner Freunde zu wagen. Aber er stand allein, ohne Freunde in einer ihm völlig fremden Stadt, da er selbst das gastliche Haus, in dem er mit

so viel Güte aufgenommen war, nun nur noch betreten durfte, um mit den trauernden Bewohnerinnen desselben zu klagen.

Niedergebeugt von dem Bewußtsein, wie schwer es sei, hier helfend einzuschreiten und wie dringend doch Hilfe nöthig wäre, kehrte er auf das Schiff zurück, um den getreuen Schiffsführer um Rath anzugehen. Dieser erklärte sich sogleich bereit, mit möglichster Eile nach Rom zurückzukehren und Diomedes Vater einen Brief zu überbringen. Doch waren dazu im günstigsten Falle zwei Tage nöthig und wenigstens eben so viel Zeit erforderte die Rückkehr. Fünf Tage gingen also darüber hin, Diomedes Vater zu benachrichtigen und von ihm Antwort abzuwarten. Dann aber war eine zweite Frage: Konnte der Senator in diesem Falle trotz seiner mächtigen Freunde und seines Einflusses helfen? Würde er es thun? und würde nicht bei dem Drängen des Priesters Arbazes, der das Gerücht bestürmte, um die eilige Verurtheilung der Verbrecher zu erzielen, jede Hilfe zu spät kommen?

Doch Diomedes hoffte und schrieb alles getreu seinem Vater. Eine Stunde später ging das Boot unter Segel und verschwand bald hernach hinter dem nördlichen Vorgebirge des campanischen Busens. Diomedes aber suchte eine Wohnung in der Stadt und fand diese bei einem Freunde Pansas, wo er ohne Furcht bleiben konnte.

Am folgenden Tage fanden bereits die Verhöre Pansas und seines Sohnes statt; mit solcher Eile

trieb der Priester diese Angelegenheit vorwärts. Diomedes ging in einer Stimmung umher in der Stadt, welche wohl schwer zu ahnen, ja völlig unbeschreiblich ist. Es trieb ihn zu dem mit ungeheuern Menschenmassen erfüllten Forum. Hier kreuzten sich die wiedersprechendsten Nachrichten über den Aedilen; das Volk war in äußerster Aufregung; man schenkte den Verhandlungen nicht die geringste Aufmerksamkeit, sondern zog es offenbar vor, die Gerüchte, welche von Einzelnen verbreitet wurden, begierig anzuhören, so sehr sie auch den Stempel der Unwahrscheinlichkeit an sich trugen, gleichsam, als scheue man sich, die nackte Wahrheit und somit das Ergebniß der Verhandlungen kennen zu lernen.

Kaum hatte Diomedes einige Zeit hier verweilt, so jagte ihn wieder die Angst hinweg aus dem Knäuel der Menschenmassen, die sich auf dem Forum zusammenhäuften und hinaus ins Freie in jenen Hain am campanischen Gestade. Hier war Ruhe; der Wind säuselte im Laub der Platanen und in den Wipfeln der Cypressen und ferne herüber drang wie dumpfer Donner das Geräusch des brandenden Meeres.

Bei einer Gruppe dichter Gebüsche, um welche Diomedes so eben schreiten wollte, bemerkte er plötzlich den Schatten einer Gestalt, die hinter einer dunkeln Cypresse stand. Diomedes war in einer Stimmung, wo selbst der freundliche Gruß eines Menschen uns zuwider ist, er war auf das Aengstlichste mit Plänen zur Rettung seiner Freunde beschäftigt und schauderte bei der augenscheinlichen Un-

zulänglichkeit derselben. Wie mochte ihm zu Muthe sein, als er ausweichen wollte und plötzlich hinter der Cypresse Arbazes, den Anstifter all dieses Elendes, hervortreten sah.

Der Isispriester hatte Diomedes scharf beobachtet, weil er, obwohl selbst vom dunkeln Gebüsch verborgen, den Jüngling recht wohl sehen konnte und als er bemerkte, daß dieser sich wendete, um ihm auszuweichen, rief er mit lauter Stimme:

„Ich grüße dich, o Sohn des Antenor. Gönne mir, ein Wort mit Dir zu sprechen!“

Einer solchen Aufforderung mußte Diomedes gehorchen. Er kehrte sich erröthend um und erwiederte stumm den ihm gebotenen Gruß.

„Es gefällt mir von dir, mein Sohn, daß du keine freundliche Gesinnung gegen mich heuchelst, die du nicht für mich empfinden kannst,“ sagte der schlaue Priester lächelnd. Während seine Blicke Diomedes jeden Ausdruck seines erbleichenden Antlitzes ablasen, fuhr er fort:

„Ich habe störend in dein Vergnügen eingegriffen. Deine Freunde sind, wie du glauben wirst, auf meine Veranlassung in den Kerker gelegt worden. Du siehst also in mir einen Feind und — du hassest mich wohl recht sehr?

Als Diomedes beharrlich schwieg, fuhr Arbazes lächelnd fort: Wohl, ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe und ich finde diese deine Gesinnungen gegen mich sogar deinem Alter angemessen, denn die Jugend sieht stets nur auf das Ergebniß,

aber sie dringt nicht zurück bis zu den Ursachen, welche dasselbe herbeigeführt haben. Du hassest mich also, weil ich meiner Pflicht getreu, die Schuldigen dem Arm der Gerechtigkeit überliefert habe und — du sinnest sogar darauf, sie demselben zu entreißen?"

Diomedes erschrack und erbleichte. Der Priester bemerkte es sehr wohl, fuhr aber, als plaudere er höchst unbefangen, fort:

„Alles das finde ich sehr natürlich, obwohl auch sehr verkehrt und unbesonnen. Nun wohl, ich will es versuchen, dich auf den rechten Weg zu leiten. Darum sei offen gegen mich und vielleicht läßt sich dann auch etwas für deine Freunde thun, denn mir liegt sehr wenig daran, sie untergehen zu sehen, aber viel, sie zu retten und auf den rechten Weg zu führen. Sage mir, wie bist du mit Pansa und dessen Sohn befreundet worden?"

Diomedes kannte den Priester hinreichend und wußte also, was von dessen heuchlerischer Freundschaft zu halten war. Aber er wagte es nicht, den in Pompeji allgewaltigen Bösewicht zu reitzen und deßhalb erwiederte er:

„Clodius besuchte in Rom dieselbe Unterrichtsanstalt mit mir. Wir lernten uns kennen und lieben, und in Folge dieser zwischen uns entstehenden Freundschaft wurde er in unser Haus gastfreundlich aufgenommen. Als er nach Pompeji zurückkehrte, wurde ich von seinem Vater eingeladen, auf Besuch hierher zu kommen. Ich reiste nach dieser Stadt,

um bei meinem Jugendfreunde mich einige Zeit aufzuhalten; aber ich kam nur hieher, um das Unglück, das den Aedilen Pansa und die Seinen betroffen hat, als erschrockener Zeuge zu beweinen."

Bei diesen Worten überwältigten Diomedes seine Gefühle! Thränen brachen aus seinen Augen und er wendete sich ab, um dieselben vor dem Priester zu verbergen. Dieser verfolgte mit durchbohrenden Blicken die Bewegungen des Jünglings und ein wilder Triumpf leuchtete bei den letzten Worten Diomedes aus seinen Augen. Dann sprach er:

„Deine Erzählung ist sehr einfach und ich weiß es, sie ist wahr. Nun höre mein Sohn! Du bist in gutem Vertrauen zu diesen Pansas hierher gekommen, aber ein großes Unglück haben die Götter von dir abgewendet. Pansa und sein Sohn sind Nazarener, Atheisten. Sie werden durch gewichtige Zeugen dieses Verbrechens bezüchtigt, ja sie läugnen es sogar nicht, sich zu dieser verbrecherischen Sekte zu bekennen. Du, mein Sohn, bist noch nicht vergiftet durch ihre abscheulichen Lehren. Weißt du, wem du deine Rettung verdankst?"

Als Diomedes schwieg, fuhr Arbazes fort: „Ich habe dich gerettet, ich habe das Netz zerrissen, in das man dich gelockt und du bist des Schutzes der Götter, der Liebe und der Zuneigung aller guten Menschen noch nicht unwerth. Verdiene ich dafür, daß du mich hassest?" — —

„Du antwortest noch nicht? Du gibst also diese gehässigen Vorurtheile nicht auf? Soll ich dir Be=

weise von Pansas Strafwürdigkeit bringen? Auf denn, folge mir! Oder glaubst du, daß ich aus irgend einem andern Grunde, denn aus Erfüllung meiner Pflicht, mich in diese Angelegenheit gemengt habe? Bin ich nicht Pansas Freund gewesen, bis ein solches Verhältniß durch sein verbrecherisches Wesen unmöglich wurde? Frage Pompejis Bewohner und man wird dir sagen, was Arbazes ist?"

Diomedes schauderte bei den letzten mit Stolz gesprochenen Worten. Wer wußte es besser, als er selbst, und er empfand eben darum eine so tiefe Verachtung vor dem Abscheulichen. Aber er bezwang sich und sprach:

„Habe Mitleid mit Pansa und seinem Sohne, Ich habe von deiner Macht reden hören. Ach, rette, rette meine Freunde!"

Arbazes sah ruhig vor sich wieder und antwortete lange nichts. Endlich sprach er:

„Ich bin nicht abgeneigt, zur Erfüllung dieses Wunsches beizutragen, so weit es nämlich in meiner Macht liegt. Doch sage mir aufrichtig, mein Sohn, wußtest du nicht, daß Pansa und die Seinen Nazarener sind?"

„Ich wußte es nicht, ich erfuhr es erst durch dich!" sagte Diomedes.

„Wohl," sprach der Priester, „ich glaube dir. Nun noch eine Ermahnung. Beseitige alle Gedanken, unterlaß alle Entwürfe, Pansa und seinem Sohne zu helfen. Sei überzeugt, daß ich mich selbst damit beschäftige, sie zu retten. Die geringste

Bemühung von deiner Seite, ihnen etwa die Flucht zu erleichtern oder möglich zu machen — diese Worte sprach Arbazes mit furchtbarem Ausdruck der Stimme — würde, abgesehen von der Unmöglichkeit des Gelingens nur diejenigen, welchen du helfen willst und dich selbst ins Verderben stürzen! Vergiß dieses nicht und vertraue mir!"

Mit diesen Worten stand Arbazes auf, grüßte Diomedes und entfernte sich mit majestätischen Schritten. Diomedes folgte ihm mit den Augen, bis sich die erhabene Gestalt des entsetzlichen Priesters im Schatten ferner Gebüsche verlor; dann sank er betäubt von Kummer und Sorgen, auf eine Rasenbank und tränkte die Gräser mit seinen strömenden Thränen.

Salust und der Priester Lepidus. Das pompejanische Bad.

„Sieh da, Salust;" rief diesen, als er sich an einem der folgenden Tage eben in eines der öffentlichen Bäder von Pompeji begeben wollte, der Priester Lepidus an: „sei mir gegrüßt. Zur guten Stunde haben dich die Götter mir zugeführt."

Der Quästor erwiederte den Gruß mit finsterer Miene und sah den Priester erwartungsvoll an. Dieser, der gleiche Absicht mit Salust hatte, zog den Quästor nach der Pforte des Bades und fuhr geschwätzig fort:

„Beim Herkules, ich hatte eine schwere Nacht;

nicht einen Augenblick vermochte ich zu schlafen; — der arme Pansa:"

„Ha, wohl beklagst du ihn!" sagte der Quästor, indem er den Priester mit heimlicher Entrüstung betrachtete; „wer hätte gedacht, daß ein solcher Mann ein solches Ende finden würde."

„Hat das Gericht bereits entschieden?" fragte Lepidus halb wirklich erschrocken, halb verstellt.

„Es hat Pansa zum Tode auf der Arena verurtheilt;" sagte Salust schaudernd, „und wer Freude an solchen Unterhaltungen hat, der kann nun sehen, daß ein Aedil so gut den Klauen eines Tigers erliegt, als ein anderer Verbrecher von unbedeutender Herkunft."

„Der geheime Sinn dieser Bemerkung entging dem Priester nicht und er sagte, nicht ohne Verlegenheit:

„Allerdings straft das Gericht mit Recht Vornehme wie Geringe und wir sehen aus dem beklagenswerthen Fall mit Pansa, daß die Geburt und die hohe Stellung eines Mannes keineswegs zu der Annahme berechtigen, er könne kein Verbrechen begehen. Doch ich gestehe dir, daß ich noch immer auf Nachsicht hoffte."

„Diese hat Pansa durch seinen unbegreiflichen Starrsinn selbst zu Nichte gemacht."

„Und wie das?"

„Mit Trotz bekannte er sich zur verwerflichen Lehre der Nazarener und mit einer Erbitterung, die ich nicht bei ihm vermuthete, beschuldigte er den Isis-

priester Arbazes der Heuchelei. Ja noch mehr, er wälzte diese Beschuldigung sogar auf das Haupt aller Priester!"

Lepidus sprang entsetzt und erbleichend um einige Schritte zurück und starrte den Quästor wortlos an. Dieser fragte ruhig:

„Solltest du nicht von diesen Vorfällen unterrichtet sein?

„Beim Herkules! es ist das erste Wort;" stöhnte der erschrockene Priester; ich verließ den Gerichtshof sogleich, nachdem ich dort mein Zeugniß abgelegt hatte."

„Nun wohl, so erfahre', daß die Götter von Arbazes große Schmach abgewendet haben. Pansa hat Arbazes beschuldigt, daß er ein Betrüger sei, der selbst das Dasein der Olympier leugnete und das Volk nur mit Mährchen bethöre. Sein Sohn behauptet, solche Aeußerungen vor einigen Tagen im Hain aus Arbazes Munde gehört zu haben. Noch mehr: Pansa's Sohn versuchte es, ihm einen abscheulichen Plan anzudichten, dessen Zweck der Sturz vornehmer Pompejaner sei, um die Tempel durch ihre Schätze zu bereichern."

Wenn in diesem Augenblicke Lepidus vor Gericht gestanden wäre und man hätte in ihm den Vertrauten des Arbazes vermuthet, — das Geständniß aus seinem Munde würde erfolgt sein, so sehr schmetterte ihn die Entdeckung des geheimen Gesprächs im Haine nieder. Er sank vernichtet auf eine Bank in der Vorhalle des Bades und

glich seinem Aussehen nach so sehr einem ertappten Verbrecher, daß der Quästor erstaunt ausrief: „Ihr Götter, welch ein Anblick.“

Vergebens suchte Lepidus seine Fassung wieder zu gewinnen. Die Angst vor der Entdeckung und wohl auch die mahnende Stimme des Gewissens stürzten ihn immer tiefer in Verwirrung und Entsetzen. Bald sah er die Blicke aller Anwesenden auf sich gerichtet; er glaubte in jedem Auge die Kenntniß seiner Schuld und die bittersten Vorwürfe über seine Betrügereien zu lesen. Mühsam erhob er sich und ging durch die ihn staunend angaffenden Badegäste hin, um sich zu Arbazes zu begeben um dort Rath, Trost und Hilfe zu suchen.

„Was ist mit diesem Priester?“ fragte ein Pompejaner den bestürzten Quästor.

„Weiß ich es?“ sprach dieser. „Ist es, — sollte es doch wahr sein?! Ha, wer gibt mir Licht in diesem Dunkel?“

Mit diesen Worten trat er im Bade ein, um sich weiteren Fragen der neugierigen Menge, die er weder beantworten konnte, noch wollte, zu entziehen.

Ehe wir in unserer Erzählung fortschreiten, dürfte es unsern Lesern nicht uninteressant sein, die Anlage und Bauart der pompejanischen Bäder kennen zu lernen. Sie unterschieden sich darin wesentlich von den großartigen Badehallen in Rom. Durch den Haupteingang trat man in die Vorhalle ein. Hier saß der Bademeister mit zwei Kästchen, von

denen das eine für das Geld, das andere für die Bademarken bestimmt war, denn die Vornehmen, welche in dem Bade besondere Dienstleistungen verlangten, wenn sie ihre Sclaven nicht mitbrachten, bezahlten.

Längs der Wände der Säulenhalle waren Bänke mit Personen aus allen Ständen besetzt, während andere nach der Verordnung des Arztes auf= und abgingen, hier und da stehen blieben und die unzähligen Ankündigungen von Schauspielen, Verkäufen, Merkwürdigkeiten lasen, welche man hier an den Wänden anzukleben pflegte. Von hier aus trat man in ein zweites Gemach, welches geräumig war und zum Ankleide= und Salbenzimmer diente. Die Decke war in viereckige Felder mit buntgemalten Figuren getheilt, welche wie Huldgöttinen von oben herab zu schweben schienen. Der reingehaltene Fußboden war musivisch ausgelegt und an den Wänden waren bequeme Sitze angebracht. Dieses Gemach erhielt sein spärliches Licht nur durch zwei kleine Glasfenster, so daß man ein daselbst angebrachtes Relief, die Vernichtung der Titanen vorstellend, nur bei ganz heller Tageszeit gut sehen konnte. Hier zogen sich diejenigen aus, welche nur ein kaltes Bad nehmen wollten, hängten ihre Kleider an Hacken, welche in der Wand befestigt waren und erhielten entweder von ihren eigenen Sclaven oder von denen des Badmeisters einen weiten Mantel und begaben sich sodann in die zierliche Rotunde, wo das Bad genommen wurde.

Diejenigen, welche noch mehr Aufwand liebten, traten durch die andern Thüre in das warme Luftbad (tepidarium), ein Zimmer, welches theils durch einen tragbaren Herd, theils durch Röhren, die unter dem durchbrochenen Fußboden lagen, eine höchst angenehme Wärme erhielt. Ein Theil der Badegäste blieb hier und genoß den wohlthätig wirkenden Reiz der erwärmten Luft. Da in diesem Raume vorzüglich nur die Reicheren weilten, war er vor allen übrigen glänzend ausgeschmückt. Die gewölbte Decke war mit buntbemaltem Stuck verziert, das Gesims wurde von grotesken Figuren getragen und eine matte Beleuchtung fiel durch das in ziemlicher Höhe angebrachte Glasfenster auf die purpurnen Wände und auf den bunten Mosaik des Fußbodens. Ruhebänke mit weichen Polstern, deren bronzene Gestelle man noch heut zu Tage an dem Orte findet *), standen an den Wänden. Es gab viele, die sich gewöhnt hatten, täglich siebenmal zu baden und diese blieben hier in der Regel nach dem kalten Bade in einem Zustande sprachloser Ermattung und manche von den Opfern einer so großen Sorgfalt für ihre Gesundheit grüßten den eintretenden Freund kaum mit Kopfnicken, weil sie die Anstrengung der Unterhaltung fürchteten. Aus diesen Zimmern begab sich die Gesellschaft nach ver-

*) Die Badehalle ist nämlich in Pompeji ausgegraben und diese Beschreibung ist treu.

schiedenen Gemächern, je nachdem die Neigung sie trieb. Die Einen gingen in das noch heißere Dampfbad (sudatorium) und von da wiederum in ein warmes Bad; die Andern, die mehr vertragen konnten, gingen sogleich in das Wasserbad (calidorium). Um diese Skizze zu vollenden, wollen wir den Quästor begleiten, welcher regelmäßig den ganzen Prozeß durchmachte, ausgenommen das kalte Bad, welches außer Mode gekommen war.

Nachdem er sich in dem Tepidarium nach und nach erwärmt hatte, begab sich der verzärtelte Pompejaner in das Sudatorium, in ein von den feinsten Wohlgerüchen durchwehtes Dampfbad. Nachdem der Badende diese Operation durchgemacht, nahmen ihn seine Sclaven in Empfang, welche mit einem Schabeisen (strigilis) den Schweiß von seinem Körper entfernten. Von hier stieg er, etwas abgekühlt, in das Wasserbad, worauf er mit wohlriechendem Wasser besprengt wurde, während von der entgegengesetzten Seite ein kühlender Sprudel sich über ihn ergoß, unter welchem er auf- und abging. Jetzt in das Badehemd gehüllt, kehrte er in das Tepidarium zurück, und nun begann der eigentliche Hochgenuß des Badevergnügens. Die Badenden wurden von ihren Sclaven aus den köstlichsten goldenen, alabasternen und krystallenen Gefäßen mit Oelen und Salben, welche der Orient lieferte, eingerieben. In einem daran stoßenden Zimmer ertönte eine sanfte Musik, und diejenigen, welche die Bäder mit Mäßigkeit genossen, unter-

hielten sich, gestärkt und erfrischt, mit aller Munterkeit der verjüngten Lebensgeister." (Dr. Fr. Förster).

Als der Quästor seine Badeoperation vollendet hatte, erschien er wieder in der Vorhalle. Hier war jetzt eine große Gesellschaft versammelt und man hörte einem wohlbeleibten Manne zu, der den übrigen verkündete, daß vier der berühmtesten Gladiatoren aus Rom angekommen wären, um bei dem für einen der nächsten Tage angekündeten Kampfspiele in der Arena aufzutreten. Bald hernach erschien ein Anderer, und dieser bestätigte nicht nur diese Nachricht, sondern er entfaltete sogar eine Art von Ankündigungszettel, worauf die einzelnen Kämpfe angezeigt waren, und die Namen derer, welche bei diesen blutigen Schauspielen gegen einander auftreten würden. Zum Schlusse war aufgeführt: „Der Nazarener Andreas kämpft gegen den Löwen, der ehemalige Aedil Pansa gegen den Tiger. Die Bestien hungern schon zwei Tage, um desto grimmiger über die Verurtheilten herzufallen."

Diese Nachricht wurde, — so gering ist das Gedächtniß der Menschen für empfangenes Gute — mit lautem Jubel aufgenommen. Alles, was Pansa während seiner langen Amtsführung für Pompeji gethan, war vergessen; man dachte nur an den abscheulichen Genuß, den sein Tod unter den Klauen des reißenden Thieres den Zuschauern verursachen würde.

Der Quästor allein war im Stillen noch immer

ein Freund des unglücklichen Aedilen, und er verließ mit geheimen Schauder die jubelnde Menge und mit dem festen Vorsatze, die Arena am Tage der Kampfspiele zu meiden.

Diomedes erhält Nachrichten aus Rom. Die Gladiatoren. Ein Versuch zur Befreiung Pansas und Clodius gelingt nur halb. Plan zu ihrer Entführung aus der Arena im Augenblick der Kampfspiele. Das Grollen der unterirdischen Mächte.

Es hatte ein Zeitraum von fünf Tagen hingereicht, um die von Diomedes nach Rom entsendeten Schiffer nach Pompeji wieder zurückzuführen. Noch mehr, Diomedes wurde sogar von dem alten entschlossenen Schiffsführer in seiner Wohnung überrascht, woselbst er sich so eben bereitete, um hinaus nach dem Hafen zu gehen, und sich dort umzusehen. Die plötzliche scheinbare Sorglosigkeit unseres jungen Freundes aber entsprang aus dem Umstande, daß sich die Gerichtsverhandlungen mit Pansa in die Länge zogen und daß der Schluß des Gerichts, der Urtheilsspruch, erst am fünften Tage erfolgte. Hieran war gewiß weniger die Schwierigkeit der anzustellenden Untersuchung, als vielmehr der geheime Widerwille vieler der einflußreichsten Magistratspersonen und der Wunsch, dem Aedilen Zeit zur Flucht zu gönnen, schuld. Andererseits aber trieb Arbazes auf schnelle Beendigung der Untersuchung und das nach dem angekündigten Schau=

spiele gierige Volk zürnte nicht nur über die Verschiebung der Kampfspiele, sondern bewachte auch das Gefängniß, in welchem sich der Aedil befand, mit Argusaugen, weil Arbazes durch seine Kreaturen das Gerücht hatte verbreiten lassen: man suche nur Zeit zu gewinnen, um Pansa dadurch Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen.

Diomedes wurde also durch seinen Schiffer überrascht, der ihm nicht nur von der glücklichen Ausführung der Reise Nachricht gab, sondern ihm auch einen Brief seines Vaters überreichte. Zitternd entfaltete der Jüngling das Blatt und las folgende Worte:

„Mein geliebter Sohn! Ich begreife ganz die Gefühle, welche Du bei dem plötzlichen Unglück Deiner Freunde empfindest und ich wünsche mit Dir, daß es möglich wäre, ihnen zu helfen. Ich selbst kann nichts für sie thun und ich muß es deshalb Dir überlassen, ihre Rettung zu versuchen. Sei vorsichtig, damit dieses Unternehmen nicht Veranlassung zu Deinem eigenen Untergang werde.“

„Ziehe deßhalb Fulvius zu Rathe, auf dessen Treue Du zählen kannst. Er überbringt Dir bedeutende Summen. Versuche es, die Wächter des Gefängnisses zu bestechen und so Deinen Freunden die Freiheit zu verschaffen. Gelingt Dir dieses, so rette Dich mit ihnen hierher nach Rom. Von hier aus können wir sie in ein Asil senden, wo sie vor den Verfolgungen ihrer Feinde sicher sind.“

„Gelingt es nicht, durch Bestechung ihre Freiheit

zu erwirken, so muß Gewalt angewendet werden. Ich sende Dir zu diesem Ende durch Fulvius vier Gladiatoren. Sie kennen ihre Bestimmung nicht und Du mußt sie erst davon unterrichten. Sie werden aber ihre Schuldigkeit thun, wo du ihnen auch befiehlst, anzugreifen, denn unter allen Leuten ihres Standes haben sie sich bisher durch Muth, Stärke und Geschicklichkeit besonders ausgezeichnet. Auch ist ihnen eine große Belohnung versprochen, wenn sie in dem Kampfe siegen, den sie bestehen sollen. Du kannst Dich deshalb fest auf sie verlassen.„

„Es wird nun von Dir abhängen, bei dem Dir bevorstehenden Unternehmen deine Fähigkeiten zu zeigen. Ich ermahne dich nochmals zur Vorsicht und zur Geschicklichkeit. Beobachtest Du diese bei dem guten Werke, welches du vorhast, so werden es die Götter um des edlen Zweckes willen gelingen lassen. Mögen sie Dich in ihren Schutz nehmen."

Diomedes schrie laut auf vor Freude, und las diesen Brief noch einmal von Anfang bis zum Ende durch. Dann aber hielt er eine lange Berathung mit Fulvius. Das Ergebniß derselben war, daß er Abends zu Pansa's Gattin ging und diese von allem, was zur Rettung des Aedilen und ihres Sohnes geschehen sollte, in Kenntniß setzte. Die kluge Frau besaß glücklicher Weise Entschlossenheit genug, um auf alle Vorschläge des Diomedes einzugehen. Sie sendete also durch einen ihrer Diener und durch Fulvius Leute alles, was werthvoll und beweglich

war, auf die Barke des Diomedes und ihre Tochter machte alles im Hause zur augenblicklichen Flucht bereit. Gegen Mitternacht aber begab sie sich mit Diomedes nach dem Gefängnisse, um den Kerkermeister durch große Geschenke zur Freilassung ihres Gatten und ihres Sohnes zu bewegen. Anfangs stellte sich dieser entrüstet über die ihm gemachte Zumuthung; endlich aber, als er einige gewichtige Beutel empfangen hatte, bezeigte er sich fügsamer und erwieß sich bereit, Clodius zur Flucht behilflich zu sein. Dem Aedilen aber behauptete er, nicht zum Entkommen verhelfen zu können, da dieser unter der Aufsicht einiger Wächter sich befände, welche eigens von Arbazes zu diesem Zwecke bestellt worden waren. Auch widerrieth er Diomedes, bei diesen einen Bestechungsversuch zu wagen, da er sowohl die Nutzlosigkeit desselben als auch die damit verbundene Gefahr nur zu wohl kenne. Uebrigens sagte er, daß es vielleicht gerade in der Arena, während nämlich das Volk mit den Kampfspielen beschäftigt sei, am leichtesten sein dürfte, durch Hilfe einiger entschlossener Männer den Aedilen zu befreien.

So war denn die Sache nur halb gelungen und man hatte zwar die Aussicht, Clodius zu retten, über den aber nur kurze Gefangenschaft verhängt war. Doch durfte man hiemit zufrieden sein und es lag nun an Diomedes, auf Mittel zn sinnen, den Aedilen den Seinen wieder zu geben. Noch ein Tag stand dazwischen, denn am dritten Tage

nach dem heutigen waren die Kampfspiele unwiderruflich festgesetzt.

Diomedes folgte jetzt Fulvius auf das Schiff, während Pansa's Gattin trostlos über den anscheinend geringen Erfolg in ihre Wohnung zurückkehrte. Hier setzte sie ihre Vorbereitungen zur Flucht fort und überließ sich gegen Morgen einem kurzen fieberhaften Schlummer.

Als Diomedes an Fulvius Seite die Barke betrat, fand er die Schiffsmannschaft beschäftigt, die aus Pansa's Hause herbeigeschafften Gegenstände zu verladen und geschickt zu verbergen. Fulvius verschwand unter dem über die Barke gebreiteten Sonnenzelte und kehrte bald mit den vier Gladiatoren zurück, welche dort geschlafen hatten.

Von edlerer Natur, als gewöhnlich Leute aus diesem Stande waren, legten die riesigen sieggekrönten Kämpfer aus Roms Arenen gegen Diomedes sowohl Achtung als auch einen bei Leuten ihres Schlages seltenen und wohlthuenden Anstand an den Tag. Nur einer von ihnen war ein Römer, die beiden andern waren Gallier und der vierte, zwar nicht berühmteste, aber durch Körperkraft und Hünengestalt ausgezeichnetste, war ein Germane. Dieses zeigte sogleich seine weiße Haut und die von den Römern so hoch bewunderten blonden Haare. Diomedes wendete sich an den Römer und fragte ihn, ob er bei einer zwar gefährlichen aber auch lohnenden Unternehmung auf seinen Beistand und auf die Hilfe seiner Freunde zählen könne?“

Der Römer fragte zuerst nach Diomedes Namen und als er diesen vernommen hatte, erklärte er sich augenblicklich bereit, alles zu thun, was Diomedes befehlen würde. Als Diomedes verlegen auf die drei andern Gladiatoren blickte, welche dem Anscheine nach theilnahmlos dabei standen, erklärte der Römer seinen Genossen das Nöthige und nun gaben sie durch unzweideutige Zeichen ihre Entschlossenheit kund, ihrem Gefährten Beistand zu leisten, ohne weiter zu fragen, in welcher Sache man ihrer Hilfe bedürfe.

Diomedes sagte nun dem Römer, um was es sich handle und berieth sich mit ihm und Fulvius über die Möglichkeit der Ausführung. Es wurden mancherlei Vorschläge gemacht, und wieder verworfen, da sie alle kein glückliches Ende versprachen. Da rief endlich der Gladiator ungeduldig:

„Wohlan, laßt uns morgen an das Land gehen. Dort melden wir uns als Kämpfer in der Arena. Als solche haben wir das Recht, vor und während der Kampfspiele überall in alle Gemächer frei zu gehen. Auch wird man schwerlich bei uns die Absicht vermuthen, die Gefangenen" — Diomedes hatte nämlich auch Andreas Befreiung beantragt — „zu entführen. Haltet ihr die Barke zur augenblicklichen Abfahrt bereit und überläßt das Uebrige getrost uns und den Göttern, die ja ohnehin den Bedrängten beistehen."

Diomedes erinnerte den kühnen Gladiator an das Schicksal, welches möglicher Weise ihn und

seine Genossen bei den Kampfspielen treffen könne und fügte hinzu, daß ja auf ihrer Erhaltung nun allein die Ausführung und das Gelingen des ganzen Planes beruhe. Aber der entschlossene Gladiator sagte mit leichtem Spotte im Tone der Stimme:

„Fürchte nichts für uns. Sollte aber auch einer oder der Andere von uns verwundet oder getödtet werden; so reichen die Kräfte von zweien hin, um die Gefangenen zu retten.“

Am andern Tage verkündeten Anschlagezettel an den Thoren und in den Hallen der Bäder in der Stadt die Ankunft römischer Gladiatoren. Mit Windeseile durchlief diese willkommene Nachricht Pompeji von einem Ende bis zum Andern. Wir haben bereits gehört, wie diese Nachricht im Bade aufgenommen wurde. Die vier Gladiatoren begaben sich auf die Herberge, woselbst Leute ihres Standes gewöhnlich zu wohnen pflegten uud nachdem sie sich geschmückt hatten, verfügten sie sich in die Arena. Hier trafen nach und nach die übrigen Kämpfer ein und es versammelten sich eine Menge vornehmer Pompejaner, um die Gladiatoren zu besehen und auf sie — wie heute beim Pferderennen auf Pferde — hohe Wetten zu veranstalten. Die vier Römer hatten bereits ihre Gegner gefunden und durchstreiften nun dem Anscheine nach neugierig die Arena, um die Oertlichkeiten kennen zu lernen. Sobald Burbo — so hieß der römische Gladiator — das Gebäude und besonders jene Gemächer desselben gesehen hatte, wo die Gefangenen auf

den Augenblick ihres Todes harren sollten, war sein Plan gemacht. Er theilte diesen seinen Genossen mit und ging dann in ihrer Begleitung durch die Stadt, um auch den nächsten Weg von der Arena zum Strande aufzusuchen und kennen zu lernen.

Die Kampfspiele in der Arena von Pompeji. Das Ende des Arbazes. Die Flucht des Aedilen Pansa und seiner Freunde.

Die glücklichen Gefilde Campaniens, denen der Himmel sonst immer so freundlich lächelt, trauerten unter den Schatten düsterer Wolken, welche regungslos und fast bräunlich gefärbt am Himmel hingen. So brach der Tag an, von dem regsamen Völkchen der Pompejaner heißersehnt, an welchem die Kampfspiele in der Arena stattfinden sollten.

Eine trotz der verschleierten Sonne glühende Hitze erschwerte fast das Athmen. Aber dennoch wimmelten die Landstraßen von Menschen, welche das lockendste aller Schauspiele, diese blutigen Kämpfe, herbeizogen. Einem aufmerksamen Beobachter würde es aber demungeachtet nicht entgangen sein, daß diejenigen, welche der Kampfspiele wegen den Mauern Pompeji's zueilten, meist nur den unteren Klassen des Volkes angehörten, während die Wohlhabenderen, Gebildeteren solche Belustigungen weniger aus Mißbehagen über ihre Abscheulichkeit, als vielmehr aus Stolz, mieden. Denn damals

schon übten das Ansehen des Adels und die Macht des Geldes eine solche Gewalt über die Menschen aus, daß Vornehme und Reiche es für eine Beschimpfung und Erniedrigung ihrer selbst hielten, an Schauspielen als Zuschauer Antheil zu nehmen, welche von allen Klassen des Volkes ohne Ausnahme besucht werden konnten.

In der Stadt trieben sich die Menschenmassen lärmend und tobend auf und ab. Verkäufer von Eintrittskarten boten dieselben an allen Ecken feil, und riefen zugleich Bekanntmachungen aus, welche Kämpfe vorkommen würden. Diese abscheuliche Ankündigung von Mordthaten, welche unter den Augen des Volks und zur Belustigung desselben verübt werden sollten, enthielt eine lange Reihe von Namen. Aber die Spitze, man möchte sagen: den Glanzpunkt desselben, bildeten die beiden Thierkämpfe des Christen Andreas gegen einen Löwen und jener des Aedilen gegen den Tiger. Die Eintrittskarten gingen reißend ab, die Beutel der Verkäufer füllten sich und Jeder glaubte sich das erwartete Vergnügen gesichert, wenn er seine Karte in den Gürtel stecken konnte.

Inzwischen waren Arbeiter beschäftigt, in der Arena der Fußboden mit feinem grauen Sand zu bestreuen. Die Athleten und Fechter versammelten sich nach und nach in den unteren Gemächern, welche für sie bestimmt waren, bewaffneten sich und Jeder bereitete sich auf seine Weise vor, um bei dem schrecklichen Spiele das Theuerste, was er be-

saß, das Leben, durch Vernichtung seines Gegners zu retten. Mit finstern Blicken maßen sich die Kämpfer, wenn sie zufällig auf einander trafen und jeder suchte durch prahlerische Schilderungen seiner Thaten den Gegner einzuschüchtern und den eigenen Muth zu stählen. Eine Menge vornehmer Pompejaner, für welche die Kämpfe Veranlassung äußerst hoher Wetten waren, trieben sich unter den Fechtern herum und suchten den Muth derer, auf welche sie gewettet hatten, durch Ermunterungen und hohe Versprechungen zu erhöhen.

Gegen Mittag begann nach Eröffnung der Sitzreihen das Volk in dichten Massen die einzelnen Abtheilungen des Prosceniums zu füllen. Besonders jene wohlfeilen Plätze, woselbst man stehend die Vorgänge in der Arena mit ansehen mußte, füllten sich zum Erdrücken mit Sclaven, Arbeitern, Schiffsknechten und andern Personen aus den niedersten Ständen. Die näher an der Arena gelegenen Plätze waren dagegen spärlicher besetzt, theils weil sie zu theuer waren, theils auch, weil die Käufer derselben, ihres Platzes gewiß, dieselben erst bei Beginn der Kämpfe einzunehmen pflegten. Das Volk belustigte sich durch laute Scherze, welche von dem zahlreichen Chor durch schallendes Gelächter belohnt wurden. Verkäufer von Erfrischungen drängten sich durch die Reihen und an einzelnen Stellen blitzten die Waffen der Schildwachen, welche zur Aufrechthaltung der Ordnung aufgestellt waren, aus den dunkeln

Reihen der ungeheuern Menschenmassen. Es gewährte einen eigenthümlich imposanten Anblick, diese dicht von Menschen besäeten, sich bis zu schwindelnder Höhe hinaufziehenden Reihen von der Arena aus zu übersehen.

In einem Gemach unterhalb der Sitzreihen war der Aedil Pansa und Andreas, welche schon während der Nacht hieher gebracht worden waren. Einige Soldaten bewachten sie.

Pansa saß bleich und mit entstellten Zügen auf einer Bank und erwartete still, aber nicht ohne Schauder, den Augenblick, der seinem Leben ein Ende machen sollte. Wer könnte es ihm verdenken, daß er schauderte? Hatte doch er selbst viel für die Festlichkeiten in der Arena gethan und hatte man doch ihm selbst durch eine Inschrift an der Mauer für das, was er zur Erhöhung des Vergnügens seiner Mitbürger geleistet, ein Denkmal gesetzt.*) Jetzt sollte er selbst ein Gegenstand des Mitleids für seine Pompejaner werden. Ein Gefühl angstvoller Scham durchrieselte seine Glieder und er warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf den kurzen Dolch der neben ihm lag, die einzige Waffe, welche man ihm zur Vertheidigung seines Lebens gegeben hatte. Mit noch tieferer Wehmuth dachte er aber an Weib und Kinder und an das Loos,

*) Diese Inschrift ist heute noch in der Arena von Pompeji vorhanden.

welches dieselben nach seinem Untergang erwartete und der Zuspruch des standhaften Andreas, dessen Heldenmuth von allen Schrecken, die seiner warteten, nicht erschüttert zu werden schien, vermochte kaum, Ausbrüche lauter Verzweiflung bei Pansa zurückzuhalten.

Plötzlich wurde an die verschlossene Thüre gepocht. Ein Soldat öffnete und im vollen Waffenschmuck trat Burbo, jener römische Gladiator, nebst seinen drei Gefährten ein. Die Soldaten erstaunten; doch sahen sie es nicht ungerne, daß die Römer kamen und bald entwickelte sich zwischen diesen und den Soldaten ein lebhaftes Gespräch. Burbo besichtigte dem Anscheine nach mit spöttischer Miene die beiden Gefangenen. Aber weder der Aedil noch Andreas würdigten ihn eines Blickes. Er näherte sich deßhalb wieder der Gruppe, welche sich um seine drei Gefährten gebildet hatte. Als aber diese recht mit einander beschäftigt waren, ging er mit einem bedeutenden Blicke an Pansa vorüber und drückte ihm einen Streifen Papier in die Hand. Dieses blieb glücklicher Weise unbemerkt. Pansa legte sich auf die Bank, öffnete das Papier und las folgende Worte:

„Folge dem Ueberbringer, wenn es Zeit ist; er führt dich an einen sichern Ort.“ Diomedes.

Pansa erstaunte. Doch verbarg er seine Ueberraschung, verschluckte das Papier und schien so gleichgiltig, als vorher. Neue Hoffnung erwachte in seinem Herzen und von Zeit zu Zeit warf er Blicke

auf Burbo, der ihm jedoch stets mit anscheinender Gleichgiltigkeit den Rücken kehrte.

Endlich schickten sich die Fechter an, das Gemach zu verlassen. Beim Weggehen warf Burbo noch einen fragenden Blick nach Pansa, der diesen bedeutungsvoll erwiederte. Der kluge muthvolle Athlet wußte nun, woran er war, und verließ das Gemach befriedigt.

Pansa theilte bei günstiger Gelegenheit auch Andreas mit, was im Werke war. Aber dieser lächelte über die Hoffnungen seines Todesgefährten, da er an die Möglichkeit einer Rettung durch die Flucht nicht glaubte.

Inzwischen war die Zeit zum Beginn des Kampfspiels herbeigekommen und die Plätze für die Zuschauer waren mit ungeheuern Menschenmassen überfüllt. Wie das Braußen der Meereswogen tönte das Toben der Menschenmassen dumpf herab in die kellerähnlichen Gemächer, wo sich der Zug der Fechter ordnete. Auch der Aedil und Andreas wurden nun abgeholt und ein schwerer Augenblick war eingetreten. Unter dem ungeheuersten Beifalljauchzen und Händegeklatsch von fast 20,000 Menschen traten die Bläser, welche den Zug eröffneten, auf die Arena. Ihnen folgten Paar um Paar, jeder an der Seite seines erwählten Gegners, die Waffen in den Händen schwingend, die Kämpfer; zuletzt kamen die beiden Gefangenen, Andreas und der Aedil. Der Erstere sah heiter, fast lächelnd, nach den Menschenmassen, welche bei seinem Anblick ein lautes

Zorngeschrei erhoben. Jetzt trat der Aedil auf den freien Platz; niedergebeugt vor Scham und Kummer vermochte er fast nicht zu gehen, so daß ihn die beiden Soldaten aufrecht halten mußten. Diese vom höchsten Maße des Seelenleidens zeugende Haltung wirkte elektrisch auf die Tausende; das Geschrei verstummte augenblicklich und einzelne Rufe des Mitleids wurden gehört. So umkreiste der Zug dreimal die Arena und verschwand dann wieder in demselben Thore, aus dem er gekommen war, und welches wieder geschlossen wurde.

Den Beginn der Kampfspiele machten die Faustkämpfer. Diese waren nackt bis zum Gürtel. Die rechte Hand war mit starken Riemen umwunden, und so suchten sie einander Schläge beizubringen. Diese waren gräßlich. Unsere Leser können es aus dem Umstande ermessen, daß mehrere bewußtlos vom Platze getragen werden mußten. Zwölf Paare traten nach einander auf. Dann kamen Ringer, welche einander nur niederzuwerfen suchten, aber auch bei diesen rohen Spielen ging es nicht ohne schmerzhafte Verrenkungen der Glieder und ohne Verletzungen ab. Allein der blutgierige Sinn dieses Volkes fand an diesen weniger gefährlichen Auftritten bald seine Sättigung und als jetzt das erste Paar bewaffneter Fechter auftrat, erschallte ein lautes Jubelgeschrei. Es war Burbo, der römische Fechter, der sich einen riesigen Gegner aus Herkulanum ausersehen hatte. Beide waren nur mit kurzen Röcken und Sandalen bekleidet und tru=

gen scharfgeschliffene Degen in den Händen. Nachdem sie das Volk nach allen Seiten gegrüßt hatten, traten sie einander gegenüber und kreuzten die Waffen. Der Herkulaner war dem Römer an Körperkraft weit überlegen. Allein dieser hatte Gewandtheit, war ein ausgezeichneter Fechter und besaß eine eben so große Kaltblütigkeit, als unerschütterlichen Muth. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Burbo ließ seinem hitzigen Gegner den Angriff, beschränkte sich auf die Vertheidigung und nach kurzer Zeit flog die Waffe des Herkulaners zehn Schritte zur Seite — Burbo hatte seinen Gegner entwaffnet. Mit einem Sprung stand er diesem gegenüber und setzte ihm die Spitze des Degens auf die Brust. Es hing nur von dem Volke ab, ob dieses dem Ueberwundenen das Leben schenken wollte, oder nicht. Mit verzweiflungsvollen Blicken fiel der Athlet auf die Kniee und seine dunkeln Augen rollten an den langen Reihen der Zuschauer vorüber. Aber keine Stimme erhob sich zu seiner Rettung. Als Burbo bemerkte, daß das Volk den Tod des Pompejaners verlange, trat er einige Schritte zurück, deutete auf den im Sande liegenden Degen und sagte mit lauter Stimme:

„Weil du sterben sollst, so stirb bewaffnet!"

Ein lautes Beifallgeschrei antwortete auf diese überall hörbaren Worte. Der riesige Athlet sprang nach seinem Degen und der Kampf begann von Neuem. Dieses Mal bekam Burbo einen härteren Stand, denn nun vertheidigte sich sein Gegner mit

äußerster Vorsicht. Aber nach einigen Gängen gab er dem gewandten Römer Gelegenheit, ihm einen Stoß beizubringen. Dieser wurde so rasch, sicher und tödtlich geführt, daß der Pompejaner laut- und regungslos zur Erde sank. Burbo näherte sich ihm, entwand seiner krampfhaft geschlossenen Faust den Degen, riß den Rock von der Brust des Athleten, hob ihn empor, zeigte dem Volke die tödtliche Wunde, grüßte und verließ die Arena unter ungeheuerem Beifallgeschrei.

Der Leichnam wurde von den Knechten bei Seite geschafft und ein neues Kämpferpaar trat auf die Arena. Diese Fechter trugen schwere Wurfscheiben in den Händen, waren überdies mit Wurfspießen und kurzen Schwertern bewaffnet, hatten aber auch zum Schutze große mit Leder nnd Eisen beschlagene Schilde an den linken Armen. Die Wurfscheiben trafen wohl gewichtig, aber sie wurden von den beiden Fechtern mit den großen Schilden auf das Geschickteste aufgefangen. Nun griffen beide nach den Wurfspießen, weit sichereren und gefährlicheren Mordwerkzeugen. Allein auch diese an die Kämpfe der Griechen mit den Trojanern erinnernden Waffen blieben wirkungslos. Die Zuschauer gaben nun Zeichen von Ungeduld und beide Fechter legten Schilde und Wurfspieße ab, um sich mit den kurzen Schwertern anzugreifen. Die nahe Stellung der Streiter, ihre gegenseitige Erbitterung und die Unmöglichkeit, diese kurzen Waffen zu einer wirksamen Vertheidigung zu benützen — alles dieses gab

dem Kampfe etwas Fürchterliches und Grausames. Das Blut der Fechter floß bald aus zahlreichen tödtlichen Wunden; sie begannen, Zeichen von Ermattung von sich zu geben und nach kurzer Zeit brach einer von ihnen sterbend zusammen. Der andere suchte sich auf das Schwert zu stützen; er fiel aber in die Kniee. Noch einmal raffte er alle Kraft zusammen, um wenigstens die Arena zu verlassen und sich so den Ruhm des Sieges zu sichern. Allein die mit dem Herzblut hinströmende Kraft verrann und er starb wenige Schritte von seinem todten Gegner, ehe die Knechte herbeikommen und ihn wegschaffen konnten.

Mit Harnischen gepanzert, mit Helm und Schild, Lanze und Schlachtschwert angethan, traten nun zwei neue Kämpfer auf die Arena, um den Beifall des Volkes durch eine blutige Arbeit zu erringen. Es war Burbos Genosse, der Germane, ein schöner hochgewachsener blondhaariger Mann. Sein Gegner war ein heißblütiger Sicilianer, der sich vor ihm durch körperliche Gewandheit auszuzeichnen schien. Beide Fechter maßen sich, nachdem sie die üblichen Begrüßungen vorgenommen hatten, mit den Augen und gingen langsam, den Wurfspieß in der Hand, beide ein und denselben Kreis verfolgend, in der Mitte der Arena umher. Plötzlich sauste der Wurfspieß des Germanen nach dem Gegner hinüber; aber dieser bückte sich geschwind und die mit furchtbarer Kraft geschleuderte Waffe fuhr weit hinter ihm in den Sand. Der Germane blieb

ruhig und schob nur den Schild etwas mehr vor die Brust, indem er mit der Rechten vorsichtig das leuchtende Schwert zog. Der Sicilianer näherte sich seinem Feinde mit hochgehobenem Wurfspieß, obschon dieses gegen alle Kampfessitte war und einen Sturm des Unwillens bei den Zuschauern hervorrief. Als der Germane bemerkte, daß sein Gegner so wenig Vertrauen in die eigene Geschicklichkeit setzte, blieb er standhaft stehen und sah ihm unerschrocken ins Auge, obwohl jener kaum sechs Schritte mehr von ihm entfernt war. Da flog der Wurfspieß und fuhr krachend durch den Schild des Germanen, den er wie Papier durchbohrte. Aber mit lautem Hohngelächter schwang der Germane den Schild hoch durch die Luft und schleuderte den Spieß verächtlich zur Seite. Jetzt ging es zum Schwertkampf. In dieser Fechtweise zeigte sich der Germane seinem Gegner weit überlegen, welcher feig, von der gewaltigen Kraft seines Feindes eingeschüchtert, zurückwich. Das Zorngeschrei des zuschauenden Volkes wiederhallte bei diesem widerlichen Anblick von den Wänden des Theaters und die Bewegung steigerte sich bis zum Aufruhr, als der feige Sicilianer plötzlich zur Seite sprang und an der Mauer der Arena mit Windeseile hingleitend, einen Ausweg suchte. Als dieses der Germane bemerkte, blieb er ruhig stehen und deutete fragend, indem er zum Volke hinaufsah, nach dem flüchtenden Feigling. Da erschallte von allen Seiten das laute Geschrei: Auf, eile ihm nach, tödte ihn! Der Flücht-

ling war inzwischen an die Pforte gekommen, welche von den Knechten besetzt war. Hier suchte er sich mit Gewalt einen Ausweg zu bahnen. Allein die Knechte trieben ihn wieder zurück. Verzweiflungsvoll suchte er nun dem Germanen zu entkommen, der ihm unter lautem Kampfruf verfolgte. Allein abgemattet von Furcht und den bisherigen Anstrengungen vermochte er seinen Lauf nicht mehr mit der früheren Kraft fortzusetzen. Bald war ihm der Germane auf dem Fuße; er hob den schweren Schild hoch, und schlug mit einem kräftigen Streiche den elenden Feigling zu Boden. Ehe sich dieser von seiner Betäubung erholen konnte, hatte ihn der Germane entwaffnet und schleppte nun den Elenden, der sich unter seinen mächtigen Händen wand, nach der Mitte des Kampfplatzes. Hier angelangt setzte er ihm den Fuß auf den Nacken, steckte das Schwert in die Scheide und — verließ mit stolzen Schritten den Kampfplatz.

Die Diener näherten sich jetzt dem Ueberwundenen, warfen ihm einen Strick um den Hals und führten ihn unter unaufhörlichem Pfeifen, Zischen und andern Ausdrücken des Abscheus und Mißvergnügens des Volkes aus der Arena.

Wir sind überzeugt, daß unsere Leser es uns gerne erlassen, die weiteren Vorfälle in der Arena zu schildern, mit uns müde einer Schaustellung, welche sich durch wenig mehr, als durch ihre Grausamkeit und Unmenschlichkeit auszeichnet. Noch 12 Paare von Fechtern traten auf und der einzige

zuletzt beschriebene Kampf des Germanen mit dem Sicilianer blieb unblutig. Aber 11 Leichname lagen auf dem mit Stroh bedeckten Boden des Gemachs, woselbst man die getödteten Fechter hinzuschaffen pflegte. Dank dem Himmel, daß das Christenthum, die Religion des Mitleids und der Milde, die Völker Europas veredelt hat, und daß wir die Beschreibungen jener Kampfspiele nun kaum mit Schauder zu lesen vermögen.

Während sich diese Vorgänge auf der Arena zutrugen, hatten sich Burbo und seine drei Gefährten, nachdem sie, einige kleine Verwundungen abgerechnet, ihre Kämpfe siegreich bestanden hatten, in dem Gemach versammelt, woselbst der Aedil und der Nazarener Andreas eingeschlossen gehalten wurden. Beim Anfang der Kampfspiele hatten sich die vielen Neugierigen, welche sich hier aufgehalten hatten, entfernt und nur die vier römischen Kriegsleute, welche die Gefangenen bewachen mußten, waren bei diesen zurückgeblieben und saßen verdrießlich an der Thüre. Es war deßhalb Burbo ein Leichtes, mit ihnen ein vertrauliches Gespräch zu beginnen. Er erzählte ihnen von seinem Kampfe mit dem herkulanischen Athleten, zeigte ihnen die Vortheile und Fechterkünste, mittelst welcher er den Riesen entwaffnet und dann getödtet hatte und erregte auf diese Weise ihre Begierde, den Kampfspielen zusehen zu können, auf das Aeußerste. Als der kluge Athlet bemerkte, daß die Soldaten ihre Natur nicht verläugneten und daß sie nur der empfangene Befehl,

unter keiner Bedingung ihren Posten zu verlassen, abhielt, sich unter die Zuschauer zu mischen, erbot er sich, einen von ihnen abzulösen. Dieser Vorschlag erregte lebhafte Freude und der älteste der Soldaten verließ das Gefängniß. Bald kam auch der siegreiche Germane und die Anzahl der Wächter war nun gleich jener der Athleten. Der Germane winkte Burbo mit den Augen; aber der rechte Zeitpunkt zum Einschreiten war noch nicht gekommen. Burbo hoffte erst alle seine Genossen um sich zu sehen und das Glück begünstigte sein Unternehmen. Der letzte der Soldaten hatte nun das Gemach verlassen; da holte Burbo ein paar Mäntel, Waffen und Helme, die er aussen bereit gehalten, herein, überreichte sie dem Aedilen und Andreas und rief:

„Jetzt eilt! In den Schutz der Götter befehlt Euch, denn wir haben einen schweren Gang."

Kaum hatte Burbo das ausgesprochen, als sich plötzlich die Thüre öffnete und an der Seite des ältesten Soldaten Arbazes der Isispriester eintrat. Dieser Abscheuliche hatte es nicht verwinden können, seine Opfer vor ihrem schrecklichen Ende noch einmal zu sehen und sich an ihrer Todesqual zu weiden. Vielleicht trieb ihn sein nie rastendes Mißtrauen, sich noch einmal zu versichern, ob die beiden Gefangenen wirklich an ihrem Orte wären. Mit einem Blick erkannte jetzt der Schlaue, was vorging und wendete sich eilig, um zur Thüre hinauszugehen und die Schaar der Wächter herbei zu rufen. Allein Burbo und der Germane waren

ihm zuvorgekommen; beide zogen ihre Schwerter und stellten sich vor die Thüre. Es war ein furchtbarer Augenblick; Burbo sann zweifelnd nach — doch der Römer ließ ihm keine Zeit, er stieß einen lauten Schrei aus, mit dem die Krieger um Beistand zu rufen pflegten und der Priester stimmte kühn mit ein, indem er sich darauf verließ, daß wenigstens sein Gewand geachtet würde. Allein die kühnen Athleten, welche wohl wußten, daß sie und die Gefangenen verloren seien, wenn es den beiden Gegnern möglich wäre, noch einen einzigen Ruf auszustoßen, fielen über sie her und streckten beide augenblicklich zu Boden. Burbo riß dem Priester das faltenreiche Gewand ab, warf es dem durch seine Züge besonders kenntlichen Aedilen über, empfahl allen, ganz langsam und vorsichtig die Arena einzeln zu verlassen und sich vor der Pforte des Hauses zu sammeln. Der Germane und der Aedil gingen zuerst und Niemand achtete auf sie. Dann folgte Andreas mit den beiden Galliern, zuletzt der standhafte Athlet Burbo, welcher das Gemach, in welchem Arbazes und der römische Soldat in den letzten Zuckungen lagen, fest verschloß.

In diesem Augenblick wiederhallte die Arena von dem Beifallssturm, welchen der letzte Kampf der Athleten hervorrief und nun sollte der Aedil und der Tiger an die Reihe kommen. Mit eiligen Schritten gingen die Flüchtlinge nebst ihren vier Begleitern durch die Straße hin, nicht achtend einer eigenthümlichen Dunkelheit und eines dumpfen unterirdischen

Rollens, welches, ein Erdbeben verkündend, tief aus dem Innern der Erde heraufdröhnte. Als sie um eine Ecke in der menschenleeren Stadt bogen, tönte bis zu ihnen ein furchtbares Geschrei aus der Arena heran. Da sagte der Aedil:

„Freunde, das ist kein Jubelgeschrei des Volkes, man hat den Mord des Priesters und unsere Flucht entdeckt und wir sind wahrscheinlich verloren.“

„Nein,“ rief Burbo frohlockend, „wir sind gerettet, wenn Diomedes an seinem Platze ist.“

Laufend, so schnell als die beiden älteren Männer nur folgen konnten, erreichten die sechs Flüchtlinge das Wasserthor und ein Blick sagte ihnen, daß Diomedes auf seinem Posten war. Nach einigen Augenblicken sprangen alle in das rettende Boot und binnen einer Viertelstunde stiegen sie wohlbehalten an Bord des Schiffes. Clodius war schon seit ein paar Stunden hier; der Gefängnißwärter hatte ihm zur Flucht verholfen. Ohnmächtig vor Wehmuth und Freude sank Pansa seiner harrenden Gattin und seinen weinenden Kindern in die Arme.

Fulvius ließ augenblicklich die Anker lichten, das Segel stellen und das Schiff verließ langsam das Gestade von Pompeji.

Allein kaum war es einige hundert Schritte gesegelt, so erschallte ein lauter anhaltender unterirdischer Donner, die Luft verfinsterte sich plötzlich zu einem fahlen Halbdunkel wie von nächtlichem Feuerschein und der sorgsame Fulvius, einen Orkan fürchtend,

sprang auf die Hütte des Schiffes, um die Himmelsrichtung zu erspähen, woselbst das vermuthete Gewitter ausbrechen würde. Plötzlich stieß er aber einen gellenden Schrei aus, und zeigte mit zitternden Händen nach dem Lande. Alle auf dem Schiffe erhoben sich, aber sie fühlten sich fast gelähmt durch einen eben so grausenhaften als wunderbaren und außerordentlichen Anblick.

Der Untergang von Pompeji.

Die Zuschauer in der Arena, der Zweikämpfe müde, sehnten sich nun nach dem Schlusse des furchtbaren Schauspiels, nach den grausamen Scenen, bei welchen der Aedil und Andreas als Hauptpersonen auftreten sollten. Es entstand eine Pause, denn ehe man die Bestien losließ, mußten erst die Verurtheilten herbeigeschafft sein. Unsere Leser haben gehört, daß die Gefangenen in diesem Augenblicke die Arena bereits verlassen hatten und sich auf dem Wege nach dem Hafen befanden. Die drei von den Gladiatoren abgelösten römischen Soldaten eilten, ehe noch der Beifallsruf des Volkes verhallte, um ihren Posten bei den Gefangenen wieder einzunehmen. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen und Schreck fanden sie aber die Pforte verschlossen. Ihrem Pochen antwortete Niemand und der Lärm, den sie dadurch verursachten, rief nur eine Menge von Zuschauern herbei, die alle möglichen Vermuthungen über diese unerklärliche Störung des Schau-

spiels anstellten. Da fand ein Soldat den von Burbo in eine dunkle Ecke geworfenen Schlüssel. Jetzt wurde die Pforte geöffnet und nun übersah man mit einem Blicke die furchtbaren Spuren, welche die kühnen Gladiatoren hinterlassen hatten. Ein entsetzliches Wehgeschrei drang aus den unterirdischen Räumen nach den Bänken der Zuschauer hinauf; es wurde still in der Arena und — während in diesem Moment des erwartungsvollen Schweigens der Tausende der unterirdische Donner hörbar wurde, stürzte einer von den Wächtern, Mord rufend, auf die Arena und verkündete den dort befindlichen Menschenmassen die Flucht der Gefangenen und den Tod des Arbazes und des römischen Soldaten. Nur Wenige vermochten die schwache Stimme des Redners in den ungeheuern Räumen des Amphitheaters zu verstehen; aber instinktartig begriff dieses hitzige kluge Volk, daß man ihm die Gegenstände seiner liebsten Unterhaltung entrissen hatte. Jetzt erhob sich jenes furchtbare Wuthgeschrei, das unsere Flüchtlinge bis in die Stadt hinein hörten und Tausende sprangen mit Lebensgefahr über hohe Mauern herab, um die Verurtheilten wieder einzuholen und Sühne für die verübte Frevelthat an ihnen zu nehmen. An die Athleten dachte in diesem Augenblicke Niemand. Niemand vermuthete, in welcher Beziehung diese kühnen Menschen zu den Gefangenen standen — alles sann nur, trachtete nur nach der Habhaftwerdung der Flüchtlinge. Nicht des unterirdischen Donners achtend,

des schrecklichen Zeichens der göttlichen Strafgerichte, von welchen dieses schöne Land so oft schon und so gräßlich heimgesucht worden war, lechzte dieses blutgierige Volk nur nach dem entsetzlichen Ende des blutigen Schauspiels, dessen es zum größten Theile schon überdrüssig worden war. Aber ein neues noch gräßlicheres Geschrei, das sich auf den höchsten gegen Abend liegenden Bänken der Arena erhob, lenkte die Blicke der Menschenmassen nach Morgen hin. Eine eigenthümliche fast gelbe Dunkelheit, verbreitet über den Himmelsbogen, ward in diesem Moment dichter, finsterer, unheimlicher; das unterirdische Rollen wuchs, verstärkte sich und ward zum erschütternden Krachen und Toben des Donners. Blitze leuchteten, seltsam von der Erde gegen den immer dunkler werdenden Himmel geschleudert. Jetzt war es fast Nacht, obschon diese erst in drei Stunden der natürlichen Ordnung gemäß hätte eintreten sollen; aber es war eine geisterhafte Nacht, gräßlich, unnatürlich. Plötzlich erhellte ein rother Feuerschein umher das angstvoll zitternde Land; er kam vom Vesuv her, aus dessen Gipfel eine riesige schwarze Säule zum dunkeln Himmel emporstieg. Bei diesem Anblick erstarrten die Menschenmassen — tiefe Stille trat ein und da in diesem Moment das unterirdische Rollen auch schwieg, so war es möglich, die Stimme eines Einzelnen zu vernehmen, welcher sprach:

„Wehe! der Orkus sendet seine Schatten, um durch sie den Himmel stürmen zu lassen.“

Aber schnell folgte auf diesen abergläubischen Ausruf das Geschrei: Ein Vulkan, ein Vulkan! Rettet Euch!"

Auch diese Worte wurden verschlungen von dem jetzt mit furchtbarer Kraft losbrechenden unterirdischen Toben. Zugleich zuckte der Grund und mit allen Schrecken der Natur verband sich jetzt noch das entsetzlichste Erdbeben. Aus den oben an der Spitze des Vesuvs geöffneten Schründen der Erde brachen zugleich die Feuer hervor und schossen gleich riesigen dunkelrothen Zungen zum nächtlich schwarzen Himmel mit Donnergekrach hinauf. Die Rauchsäule glich jetzt „einer ungeheuern Tanne, die sich gen Himmel vom Gipfel des Berges immer höher und höher erhob und in ihrem Innern leuchteten und sprühten die Flammen und die aus der Tiefe brechenden Erdfeuer. Glühende Felsenmassen wurden durch die Gewalt der Dämpfe gleich riesigen Bomben empor geschleudert und rollten über die dunkeln Seiten des Berges herab, kleinere Steine flogen in großer Anzahl, funkensprühend durch die dunkeln Lüfte und zwar mit so ungeheuerer Gewalt, daß sie selbst in der Umgegend der Arena niederfielen. Zu all diesen Schrecken gesellte sich noch das Toben gewaltiger Gewitter und die Blitze durchzuckten in allen Farben eines Feuerwerks leuchtend den Himmel nach allen Seiten. Bei diesem erhaben schönen aber furchtbaren Anblick floh und stob in einem Moment das Volk nach allen Seiten auseinander. Viele nahmen ihren Weg nach dem to-

benden Meere hin, um für hohes Geld Plätze auf den rettenden Schiffen zu suchen. Die Meisten wagten sich trotz des Erdbebens, das die Häuser erschütterte und bei jedem neuen Stoß krachend einen Hagel von Mauertrümmern niederwarf, in die engen Straßen. Hier rannte das Volk nach seinen Wohnungen; Fackeln leuchteten durch die Gassen und Jeder suchte noch das Werthvollste seiner Habe zu retten. Allein bald trat eine neue Erscheinung ein, welche zur eiligsten Flucht mahnte. Die schwarze den Gipfel des Vesuvs krönende Wolke hatte sich allmählich über den ganzen Himmel ausgebreitet und sendete nun ihren Inhalt herab, der wie unendlich dichter schwerer Regen herunter rieselte. Es war Asche, schwarzgraue vulkanische Asche. Zugleich wehten vom Berge, aus dessen Gipfel nun helle himmelhohe Feuergarben hervorschossen, die erstickenden Schwefeldämpfe herab und verdarben die heiße Luft. Da stürzten sterbend die Menschen auf den Straßen nieder und gegen Mitternacht dieses Tages mögen wohl nur wenige Einwohner von Pompeji lebend innerhalb ihrer verlorenen Stadt zurückgeblieben sein.

Was hier noch geschah, auf welche Weise Tausende zu Grunde gingen, Tausende aber auch fast unbegreiflicher Weise dem Verderben entrannen; welche Scenen des Schreckens, der Verzweiflung und des Graußens von dieser Nacht verdeckt wurden — wer vermöchte es zu sagen? Drei Tage lang hielt die Finsterniß und der strömende Aschen-

regen an; drei Tage lang zuckte der Grund und stürzten die berstenden Mauern, die wankenden Säulen; bis Misenum streute der mit ungeheuerer Kraft und Ausdauer wüthende Vulkan seine Aschenschauer, so daß selbst hier das entsetzte Volk zu flüchten sich entschließen mußte. Hie und da erschienen gleich Schatten, welche der Unterwelt entronnen, die mit wahnsinniger Hast dem Verderben entrinnenden Häuflein von Pompejanern, Herkulanern und Stabiern. Aber nirgends war es möglich, von ihnen nähere Angaben über die Ursachen und die Größe des Unglücks zu erhalten. Sie flüchteten mit dem erschütternden Geschrei: Das Ende der Welt! Wehe! Wehe!

Endlich als der lange und schwere Aschenregen nachließ, und die Sonne, wiewohl mit bleichem Scheine, wieder hervortrat, boten die Gegenstände den furchtsamen Besuchern der verödeten Gegend den traurigsten Anblick dar. Der Boden war hoch mit Asche, wie mit Schnee bedeckt. Aus dem was noch sichtbar war — es ragten über die 18 Fuß hohe Aschendecke nur die hohen Sitzreihen der Arena und wenige Mauerspitzen der höchsten Stadttheile von Pompeji hervor, alles übrige war untergegangen und verschüttet — konnte man die Zerstörung ermessen. Nach Herkulanum hin aber wälzten sich die schweren Ströme der glühenden Lava — von dieser Stadt zeigte sich gar keine Spur mehr.

Die entfesselte Gewalt der unterirdischen Mächte rastete von nun an nicht mehr. Bald folgten die-

sem entsetzlichen Ausbruch des Vulkans neue Eruptionen und die ganze Landschaft erhielt eine veränderte Gestalt. Niemand wagte es, sich hier mehr niederzulassen; der Boden war eine Wüste geworden, die stets mit neuen unfruchtbaren Decken überzogen wurde. Im Laufe der Zeiten wurde selbst die Stelle unkenntlich und vergessen, wo einst das kleine, aber schöne und reiche Pompeji lag.

Schauerlich anziehend ist die Erzählung von dieser furchtbaren Städtezerstörung, die uns der jüngere Plinius in zwei Briefen an den Geschichtsschreiber Tacitus aufbewahrt hat. Sein Oheim, der ältere Plinius, von dem wir ein großes naturgeschichtliches Werk besitzen, bestieg beim Losbrechen des Vulkans ein Schiff, um das furchtbar schöne Naturschauspiel in der Nähe zu besehen. Von Misenum an der entgegengesetzten Seite des neapolitanischen Meerbusens schiffte der Römer kühn dem Verderben entgegen, dem Unzählige mit Jammergeschrei zu entrinnen suchten. Da erreichte ihn schon ferne von Pompeji's Küste der fallende Aschen- und Bimsteinregen und die furchtsame Schiffsmannschaft bat ihn ängstlich, umzukehren. Vergebens! „Mit den Tapfern ist das Glück!“ rief er und ließ sich nach Stabiä bringen, wo er die Nacht hindurch ruhig schlief. Am Morgen aber entstand die Besorgniß, daß die stärker strömende Asche zuletzt den Ausgang versperren, oder die von dem heftigen Erdbeben schwankenden Mauern einstürzen möchten. So zog man denn hinaus, auf das Meer zu, welches fürch-

terlich tobte. Es war dicke Finsterniß, nur von den Fackeln, welche die Sclaven trugen, erhellt. Da sank Plinius plötzlich todt nieder. Der wohlbeleibte Mann war von den bösen Dämpfen erstickt; seinen Leichnam fand man erst am dritten Tage, als die Finsterniß wieder dem Tageslichte wich, welches traurig auf diese verheerten Gestade herabblickte.

Der Neffe Plinius war zu Misenum geblieben und hatte sich retten können. Er beschrieb den Untergang der Städte und seines Oheim Tod in zwei merkwürdigen Briefen seinem Freunde Tacitus *).

Diomedes und Clodius.

Mehr als anderthalb Jahrtausende vergingen; das römische Volk, seine Gesittung, seine Wissenschaften und Künste lebten nur noch in der Geschichte und man hatte nur dürftige Begriffe von den Wohnungen und der Lebensweise der Alten; als ein Landmann auf der Stätte des alten Herkulanum beim Graben eines Brunnens auf drei weibliche Statuen in Lebensgröße stieß. Dieser Fund geschah im Jahre 1711 und man vermuthete, daß hier mehrere ähnliche Kunstwerke vergraben liegen möchten. Aber erst sieben und zwanzig Jahre spä-

*) Diese interessanten Briefe hätte ich gerne hier eingerückt; aber der Raum gestattete es nicht. Meine lieben Leser werden aber, durch mich auf dieselben aufmerksam gemacht, nicht versäumen, die Briefe zu lesen, da sie in jeder deutschen Uebersetzung des Tacitus enthalten sind.

ter ließ der König Karl von Neapel auf der nämlichen Stelle weitere Nachgrabungen vornehmen und man befreite nach und nach die Hallen eines Theaters von der verbergenden Decke. Die Inschriften zeigten, daß man Herkulanum wieder gefunden hatte. Mit mehr oder minder Eifer wurden diese Nachgrabungen hier fortgesetzt; doch legte die 80 bis 90 Fuß dicke Lavadecke, welche die alte Stadt vergraben hatte, der Arbeit schwere Hindernisse in den Weg, denn sie ist meist so hart, daß mühsam Stollen und Schachte getrieben werden müssen. Ueberdieß ist die Oberfläche mit Dörfern und Gärten bedeckt, welche durch das Unterwühlen dem Untergange ausgesetzt werden würden.

Nach den Beschreibungen der alten Schriftsteller war es nun aber nicht schwer, den Ort zu bestimmen, an welchem Pompeji liegen mußte. Man machte Vorschläge und es kam im Jahre 1748 zu Nachgrabungen. Pompeji, nur von einer hohen Schicht Asche bedeckt, war leichter aus der Tiefe herauszuwühlen. Bis jetzt ist aber doch kaum der zehnte Theil der Stadt ausgegraben. Sie hat unmittelbar an den ganz freiliegenden Ringmauern nur den Umfang von viertausend, fünfhundert Schritten. Das Wesentlichste und Interessanteste, was man bis jetzt entdeckt hat, haben wir unsern Lesern in den Blättern dieser Erzählung dargeboten.

Zum Schlusse kehren wir zu unsern glücklichen Flüchtlingen zurück, welche von der Hand der Vorsehung dem Verderben auf so wunderbarem Wege

entrissen wurden. Sie glitten sicher und wohlbehalten über das rettende Meer dem fernen Rom zu, wo sie die ersten Unglücksboten der furchtbaren Naturereignisse wurden, welche Campanien auf Jahrhunderte in eine Wüste verwandelten. Während die Bewohner dieser unglücklichen Gefilde verzweiflungsvoll unter dem Grimm ihrer erträumten Götter erlagen; hatte der Herr, dem Pansa und die Seinen durch den muthigen Andreas zugewendet wurden; sie gerettet aus Nacht und Entsetzen. Ihn preisend, schlossen sie sich in Rom an eine zahlreiche Christengemeinde an und hat uns auch die Geschichte ihre ferneren Schicksale nicht aufbewahrt, so dürfen wir hoffen, daß der Schutz Dessen, der sie aus den Flammen eines wüthenden Vulkans, aus den tobenden Wellen der grausamen See und aus der gefährlichen Gewalt feindlich gesinnter Menschen errettete, sie auch nach den schweren Prüfungen, welche sie erduldet hatten, in den Hafen des Friedens und der Ruhe führte, wo sie, durch Liebe, Frömmigkeit und Freundschaft fest verbunden, ihr Leben ruhig und glücklich vollenden konnten.

Seite 102.

Simon segnet Emanuel.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Körber, Philipp

Diomedes u. Clodius historische Erzählung aus den letzten Tagen von Pompeji

Nürnberg [1849]

Paed.pr. 1868-2,1/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760295-2